Kleine

Völker-Gallerie

für Kinder

in unterhaltenden Erzählungen

von

den Sitten, Meinungen, Gebräuchen und Kleidungen

fremder Nationen,

mit vier und zwanzig kolorirten Kupfern

---

vom

Verfasser der unterhaltenden Erzählungen für das erste Kindesalter.

Nürnberg, 1810.

bei Gustav Philipp Jakob Bieling,

und in Commission

der Joh. Benj. Georg Fleischerschen Buchhandlung

in Leipzig.

159.70.

Kleine
Völker-Gallerie
für Kinder
in unterhaltenden Erzählungen
von
den Sitten, Meinungen, Gebräuchen und Kleidungen
fremder Nationen,
mit vier und zwanzig kolorirten Kupfern

vom
Verfasser der unterhaltenden Erzählungen für das erste Kindesalter.

Nürnberg, 1810.
bei Gustav Philipp Jakob Bieling,
und in Commission
der Joh. Benj. Georg Fleischerschen Buchhandlung
in Leipzig.

159.70.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Schon in frühern Jahren gab Herr Professor Stoy zu Nürnberg eine Sammlung Kupfer unter dem Titel heraus: Neue Bildersammlung für die Jugend. Bei diesen Kupfern befanden sich unter andern auch Abbildungen verschiedener Nationen aus allen Theilen der Welt, mit Ausnahme der Europäer. Als nun in der Folge das Verlagsrecht des gedachten Werkchens an meinen Freund B*** veräußert wurde, entstand in letzterem der Wunsch, jene Abbildungen durch die Beifügung eines kurzen, dem Kindesalter angemessenen Textes, gemeinnütziger und interessanter zu machen. Er wandte sich deshalb an mich, und ich erfüllte sein Verlangen auf eine Art, über deren Zweckmäßigkeit nicht mir, sondern dem Publikum das Urtheil zusteht. Es sey mir jedoch er-

laubt, zur Rechtfertigung meines Vortrages nur wenige Worte beizufügen.

Ich bin selbst Vater, und die Kinder, welche ich redend einführe, sind größtentheils meine Kinder. Eine langjährige Erfahrung hat mich belehrt, daß nicht alles, was für die Jugend geschrieben wird, auch für die Jugend genießbar ist. Der Ideenkreis der Kinder insbesondere ist noch zu beschränkt, ihre Denkkraft zu ungeübt, ihr Sinn zu flüchtig, als daß man mit ihnen eben so sprechen könnte, wie mit erwachsenen Personen. Will man Interesse bei ihnen erwecken, so muß man sich zu ihrer Vorstellungsart herablassen, und unermüdet beeifert seyn, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Dieß aber geschieht am sichersten, wenn man so zu ihnen redet, wie sie selbst unter sich zu reden pflegen. Kinder denken und urtheilen über alles, was sie sehen und hören, wenn sie es der Mühe werth halten; nur nicht nach unserer, sondern nach ihrer eigenen Weise. Weiß man sich letzterer genau anzuschmiegen, so ist es möglich, ihnen manches Wissenswürdige beizubringen, das ihnen sonst ent-

gangen seyn würde, und unvermerkt ihre Ideen über allerlei Gegenstände zu leiten und zu berichtigen.

Ob ich den rechten Ton getroffen habe, wird die Erfahrung lehren. In meiner eigenen Familie hat er sich wenigstens bewährt. Hören andere Kinder mit eben dem Vergnügen, wie die meinigen, die Erzählungen an, oder finden sie selbige unterhaltend genug, um das Buch selbst in die Hand zu nehmen; so ist mein Zweck erreicht. Ihre Leselust wird erregt, ihre Kenntnisse erweitert, und das Studium der Geographie, durch die vorläufige Bekanntschaft mit den vornehmsten Bewohnern der andern Welttheile, anziehender, und folglich nützlicher werden.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Einleitung - - - - 1

Erster Abend.

Die Hottentoten. Eine afrikanische Nation - 7

Zweiter Abend.

Die Neger oder Bewohner von Guinea. Eine afrikanische Nation - - 18

Dritter Abend.

Die Karaiben. Eine amerikanische Nation - 24

Vierter Abend.

Die Floridaner. Eine nordamerikanische Nation 30

Fünfter Abend.

Die Mexikaner. Eine amerikanische Nation 36

Sechster Abend.

Die Eskimos oder Bewohner des Landes Labrador. Eine nordamerikanische Nation 44

Seite

Siebenter Abend.

Die Grönländer. Eine nordamerikanische Nation 51

Achter Abend.

Die Patagonier. Eine südamerikanische Nation 64

Neunter Abend.

Die Pescheras. Eine südamerikanische Nation 69

Zehnter Abend.

Die Neuseeländer. Eine australische Nation 73

Eilfter Abend.

Die Neuholländer. Eine australische Nation 79

Zwölfter Abend.

Die Javaner. Eine ostindische Nation – 86

Dreizehnter Abend.

Die Amboiner und Macassaren. Ostindische Nationen – – – – 91

Vierzehnter Abend.

Die indischen Moguln. Eine südasiatische Nation 97

Funfzehnter Abend.

Die Bucharen. Eine südasiatische Nation 103

Sechszehnter Abend.

Die Sinesen. Eine große Nation im südlichen Asien – – – – 112

Seite

Siebenzehnter Abend.

Die Kalmücken. Eine Nation im mittlern Asien — — — — 125

Achtzehnter Abend.

Die sinesischen Mongolen. Eine Nation im mittlern Asien — — — 137

Neunzehnter Abend.

Die Burâten. Eine Nation im mittlern Asien 141

Zwanzigster Abend.

Die Tungusen. Eine Nation im östlichen Sibirien — — — — 148

Ein und zwanzigster Abend.

Die Kamtschadalen. Eine sibirische Nation 157

Zwei und zwanzigster Abend.

Die Ostiaken. Eine sibirische Nation — 166

Drei und zwanzigster Abend.

Die Samojeden. Eine Nation im nördlichen Sibirien — — — — 175

Vier und zwanzigster Abend.

Die Lappländer. Eine Nation im nördlichen Europa — — — — 183

Es war Weihnachten. Nach langem Harren öffnete sich die Thür, und Karl, Lottchen, Julchen und Ludwig traten in ein prächtig aufgepuztes Zimmer, in welchem Lichter zu hunderten brannten und alle Tische mit Geschenken bedeckt lagen. Das war euch ein Staunen und nachher eine Freude! Jedes mußte suchen, was ihm bescheert worden war, und jedes fand es auf den ersten Blik. Karl bemeisterte sich sogleich einer neuen Mütze und eines neuen Paars Stiefeln, an welchem mit einem rothen Riemen englische Schlittschuhe angeschnallt waren; Lottchen, das eitle muthwillige Lottchen, jubelte über ein neues Kleid und ein Paar nette Schuhe, die für ihr kleines Füßchen beinahe noch zu klein waren; Julchen, ihre jüngere Schwester, freute sich nicht wenig über einen niedlichen Ueberrock, welchen die besorgte Mutter ihr bei dem Christkindchen bestellt hatte, damit sie in den rauhen Wintertagen nicht so sehr

auf dem Schulwege von der Kälte leiden möchte, und dabei lag dann noch ein Paar warme Handschuhe und verschiedene andere Kleinigkeiten; Ludwig endlich hatte für seinen Theil eine allerliebste Weste, eine neue Halsbinde und ein ganzes Futteral mit Bildern erhalten. Von den Honigkuchen, dem Zucker, den Aepfeln, den Nüssen, will ich gar nichts gedenken; alle Tische lagen davon voll, und die Kinder hatten daran zu essen bis nach dem Dreikönigstag; denn die Mutter gebrauchte die Vorsicht, alle Eßwaaren, wenn sich die Kinder genug darüber gefreut hatten, wieder in Verwahrung zu nehmen, und ihnen jeden Tag nicht mehr zu geben, als ihnen gut war. So blieben Herrn Lieberechts Kinder schön gesund, indeß die kleinen ungenügsamen Leutchen in der Nachbarschaft, die essen durften, so viel sie wollten, an Weihnachten allemal krank wurden.

Vater und Mutter hatten ihre herzliche Freude über das Jubelgeschrei ihrer Kinder. Sie selbst aber gingen nicht leer aus. Ob sie gleich schon zwanzig Jahre verheirathet waren, so hatten sie sich doch noch immer so lieb, als in ihrer Hochzeitwoche, und ließen keinen feierlichen Tag vorbeigehen, ohne sich wechselsweise zu beschenken. Der Weihnachtstag, der Geburtstag, der

Namenstag der Aeltern, war immer in diesem Hause ein Fest, und immer erschienen dabei kleine Geschenke. Diesmal war es aber kein kleines Geschenk. Herr Lieberecht hatte für seine liebe Minna (so hieß Madam Lieberecht) einen prächtigen seidenen Schaal bescheeren lassen, auf welchem ein Paar geschmakvolle Ohrengehänge lagen; Madame Lieberecht hingegen hatte den ganzen Winter hindurch heimlich an einem Halbduzend feiner Hemden für ihren guten Mann gearbeitet, und alles Garn dazu hatte sie mit Lottchen und Julchen schon lange vorher eigenhändig gesponnen. Dieß erzählten sie dem Vater mit großer Freude, und thaten sich auf ihre Arbeitsamkeit nicht wenig zu gut. Dagegen nahm sie aber auch der Vater beide in seine Arme, und herzte und küßte sie. Nachher kam Herr Karl noch besonders mit seinen Geschenken angestochen; und was meint ihr, daß er seinem Vater gab? Ein niedliches Pappdeckelkästchen zur Aufbewahrung von allerlei kleinen Bedürfnissen, und seiner Mutter ein Nähkästchen zu Nadeln, Zwirn, Fingerhut und was man sonst braucht; denn Karl war ein Meister in der Kunst zu pappen, und seine Kameraden nannten ihn deswegen nicht anders als den Bruder Pappdekel. Ludwig hin-

gegen erfreute seine Aeltern mit einigen sauber geschriebenen Blättern nach guten deutschen Vorschriften.

Als das Bescheeren vorüber war, da fing erst jedes an, seine Geschenke recht zu mustern. Jedes rühmte das seinige, ohne deswegen das, was seine Geschwister bekommen hatten, zu verachten, noch sie darum zu beneiden. Die Aeltern haßten nichts mehr als Streit unter ihren Kindern; dieß wußten die Kinder, und nahmen sich daher sehr in Acht, sie zum Lohn für ihre Liebe und Freigebigkeit zu betrüben. Nicht wahr, ihr denkt eben so, meine kleinen Freunde?

Nachdem alles besehen, gelobt und bejauchzt worden war, kam auch die Reihe an Ludwigs Bilder. Es waren bunte Abbildungen von allerlei Nationen, die zum Theil gar wunderlich gekleidet, zum Theil auch beinahe ganz nackt waren. Manche hatten Schnurrbärte, manchen war der Kopf geschoren, wieder andere trugen spizige Müzen, noch andere Turbans, und in der Hand hielten sie Bogen, Stöcke oder tüchtige Knüttel, auch wohl Lanzen, Spiese und Schwerter. Den Kindern machten diese wunderbaren Leute viel Vergnügen; ob aber gleich der Name einer jeden Nation unter dem Bilde stand, so wußten sie doch

nicht recht, was sie daraus machen sollten. Es wurden so viel Fragen an den Vater gethan, daß er sie in einer ganzen Woche nicht hätte beantworten können. Seyd für heute nur ruhig, meine Lieben, sprach die Mutter, der Vater hat mir schon im Vertrauen versprochen, daß er sich alle Abend ein Stündchen zu euch hinsezen und euch eure Bilder erklären wollte. O glaubt mir, er hat euch manches zu sagen, das euch viel Vergnügen machen wird . . . .

Ist das wirklich so, Vaterchen? schrien alle Kinder, und hingen sich an seinen Hals und an seine Kleider. Juchhe! das wird ein Winter werden. Wenn uns der Vater auch nur jeden Abend von einem einzigen solchen Völkchen etwas erzählt, so haben wir Zeitvertreib auf einen ganzen Monat. Und wer weiß, wenn er mit diesen Bildern fertig ist, ob nicht vielleicht noch mehr im Hinterhalte liegen. Wenn er sieht, daß wir hübsch aufmerksam sind, wenn wir Vergnügen daran finden, keinen Streithandel anfangen, unter dem Erzählen nicht essen, und uns recht schön merken, wo die sonderbaren Leute zu Hause sind . . . . wenn wir das alles beobachten, so bekommt vielleicht der Vater Lust, sich noch weiter mit uns zu beschäftigen.

So sprachen die Kinder in der Stille unter sich, und hätten gern auf der Stelle den Anfang gemacht; allein die Unordnung war diesen Abend zu groß; sie mußten sich also bis zum morgenden Tag gedulden. Es wurde ausgemacht, daß immer die Stunde vor dem Essen zum Erzählen bestimmt seyn sollte. Wirklich sammelten sich am zweiten Weihnachtstag alle Kinder um den Tisch; es wurden Stühle gebracht, dem Vater sein Armsessel zunächst an den warmen Ofen gerükt und die Bilder auf den Tisch gelegt. Der Wind hausete nicht wenig auf der Straße, der Schnee stürmte an die Fenster, von dem allen aber hörten die Kinder nichts; ihre ganze Aufmerksamkeit war auf die Erzählung des Vaters gerichtet, der sich mit freundlicher Mine neben seine Kinder sezte, und auf folgende Art anfing.

Erster Abend.

Die Hottentoten.

Eine afrikanische Nation.

Nun, meine Kinder, sprach der Vater, mit welcher Nation wollen wir den Anfang machen? — Wollt ihr euch zuerst in Europa umsehen, oder wollt ihr gleich mit mir in fremde Welttheile wandern? Denn guter Ordnung wegen wollen wir doch nicht alles unter einander mischen, sondern hübsch gelassen, ohne Boksprünge, von einer

Weltgegend zur andern übergehen. Ob ich aber mit diesem oder jenem Welttheile anfange, ist mir einerlei.

O lieber Vater, schrie der kleine Ludwig, erzähle uns doch zuerst von dem nakten Manne mit seinem Spieß und seinem Bogen. Hier, siehst du, von diesem braunen Kerl mit seinem Pelzmantel.

Gut, sprach der Vater, es ist ein Hottentote. Also mit den Hottentoten soll der Anfang gemacht werden. Rüstet euch demnach alle mit mir zu einer Reise in das heiße Afrika. Nur die Karte zur Hand! Seht, wir müssen hier bis an die äußerste südliche Spize dieses Welttheils, zum Kap der guten Hofnung; denn hier wohnen die Hottentoten. Da aber noch keines von euch die Linie passirt ist, so werde ich euch wohl vorher die Seetaufe geben müssen; also nur vor allen Dingen eine Kufe Wasser herein, daß ich eines nach dem andern hineintauche!

Ei, großen Dank, für eine solche Taufe im Monat December, schrieen die Kinder. Wir sind Gottlob! schon alle getauft.

Das macht nichts, sprach der Vater, jeder, der die Linie passirt, muß noch einmal getauft werden. Und ihr dürft froh seyn, wenn ihr mit dem Eintauchen in eine Kufe oder mit einigen

Kübeln Wasser über den Kopf loskommt; denn das müssen sich alle Reisenden gefallen lassen, wenn sie sich nicht mit den Matrosen durch Geld abfinden.

Nun das wollen wir auch, sprach Lottchen. Wir geben Ihnen zur Abfindung einen Kuß, und damit erlassen Sie uns die Taufe. Nicht wahr, Vaterchen? Indem sie so sagte, fiel sie dem Vater um den Hals. Alle ihre Geschwister machten es ihr nach, und die Seetaufe unterblieb.

Sage uns nun aber, lieber Vater, was ist die Linie? fragte Ludwig.

Vater. Ihr seht doch hier auf der Weltkarte*) die lange Linie, welche die zwei Halbkugeln durchschneidet. Nun gut! das nennt man die Linie oder den Aequator. In einer nicht gar großen Entfernung, auf den beiden Seiten dieser Mittellinie, seht ihr zwei Kreise, welche man den nördlichen und südlichen Wendekreis nennt. In allen Ländern nun, welche zwischen diesen beiden Wendekreisen liegen, haben die Einwohner die Sonne zweimal des Jahrs um die Mittagszeit gerade über dem Kopfe, und deswegen ist hier eine entsezliche Hize, wodurch mancher Europäer, der das

---

*) Die Abbildung und weitläuftigere Erklärung davon ist in den Erzählungen für das erste Kindesalter, Nürnb. bei Bieling 1809., Seite 89. zu finden.

nicht gewohnt ist, ein wenig im Kopfe anbrennt. Und vermuthlich um solche Närrchen etwas abzukühlen, hat man die Seetaufe erfunden.

Wie das nun aber sey, so passiren wenigstens wir bei gutem Verstand die Linie, und langen glüklich bei den schmuzigen Hottentoten an.

Ihr seht wohl, daß diese Ehrenleute schon über den südlichen Wendekreis hinaus wohnen; aber es ist doch noch immer ziemlich warm bei ihnen, so daß sie sich nicht mit vielen Kleidern zu inkommodiren brauchen. Sie nehmen sich daher auch die Freiheit, beinahe ganz nackt herum zu spazieren. Blos um die Lenden herum haben die Weiber ein Paar kurze Schürzchen von Thierfellen, und die Männer eine Art Beutel; über dem Rücken aber tragen sie einen langen Mantel, ebenfalls von Thierfellen, damit sie die Sonne nicht so sehr verbrennt.

Nun das muß ich gestehen, sprach Julchen, ein solches Sommerkleid möchte ich auch. Da wollte ich doch lieber Nankin oder Musselin nehmen, wenn es so heiß ist.

Vater. Ei was kümmern sich die Hottentotten um Nankin oder Musselin. Sie sind zu ungeschickt, um selbst dergleichen Zeuge zu weben, und sie von den Engländern zu kaufen, da-

zu haben sie kein Geld. Zwar fehlt es ihnen nicht an Ochsen und anderm Vieh, wofür sie Kleidungsstüke eintauschen könnten; dafür erhandeln sie sich aber lieber Branntewein und Tabak; denn Branntewein trinken sie für ihr Leben gern, und in den ersten Zeiten, da die Europäer sich auf dem Kap der guten Hofnung ansiedelten, konnte man für ein Gläschen Schnapps einen ganzen Ochsen haben. Jetzt ist es freilich anders.

Lottchen. Und wenn sie erst von unserm Wein versuchen sollten ....

Vater. O den Wein baut man jezt im Hottentotenlande viel besser als bei uns. Habt ihr denn nie von dem köstlichen Kapwein gehört? der wird ja weit und breit verführt und außerordentlich theuer verkauft. Allein Tabak und ein Gläschen Schnaps ist ihnen ungleich lieber. Ausserdem tauschen sie auch von den Europäern Eisenwaaren, messingene Knöpfe, Blech, Glaskorallen ein: denn auf den Puz halten sie große Stücke, und ihr solltet nur sehen, wie nett sich eine Hottentotische Dame ausnimmt, wenn sie in ihrem Staate erscheint. Sie trägt alsdann eine kegelförmige zierliche Müze, die aus einem Thiermagen geschnitten und mit Ruß und Fett schwarz gefärbt wird. Ueber derselben aber sizt ein ova-

ler Kranz, aus Riemen von der Haut einer Büffelkuh, rings umher mit Muscheln, Knöpfen, Glasperlen und andern solchen Kostbarkeiten behangen. Am Halse prangen Halsbänder, an den Ohren prächtige Ohrengehänge, und an den Armen Armbänder, alles aus Knöpfen, Glasperlen und andern dergleichen Kleinodien. Noch weiter wird die Pracht an dem Gürtel getrieben, an dem Otternköpfe und dergleichen Raritäten hängen. Dabei bemalen sie sich das Gesicht geschmakvoll mit rother und schwarzer Farbe, die mit Fett eingerieben und mit einem gewissen Pulver wohlriechend gemacht wird. Und da es bei den Hottentotten manche eben so eitle Geschöpfe gibt, wie bei uns, so bleiben sie bei dem Gesicht allein nicht stehen, sondern schminken sich den ganzen Leib auf eben diese Weise schwarz und roth.

Was nun aber die Männer betrift, die nehmen es mit dem Puz so genau nicht. Sie begnügen sich mit ihrem Kroß oder Mantel; und haben sie Verkehr mit den Europäern, so tauschen sie sich noch einen Hut ein, der ihren Kopf besser als ein Kälbermagen wider die Sonne schüzt, und sich zu ihrem nakten Körper ganz unvergleichlich ausnimmt. Das Bemahlen des Leibes statuiren aber die Hottentotischen Herren durchaus nicht un-

ter sich; höchstens verschönern sie ihr Gesicht durch eine zarte Ocherschminke, mit Ruß schattirt, die sie bei ihrer natürlichen gelbbraunen Gesichtsfarbe und ihren wolligen, mit Butter derb eingeschmierten Haaren überaus gut kleidet. Denkt euch nun hierzu noch ihre flache Stirne, ihre platte Nase und aufgeworfenen Lippen, so werdet ihr mir zugeben müssen, daß ein Hottentotte ein sehr reizender Gegenstand ist.

Karl. Hier wenigstens würde er gewiß großen Beifall finden. Wenn du mir einmal erlaubst, Vaterchen, in die Redute zu gehen, so hätte ich große Lust, mich als Hottentote zu maskiren, um nur zu sehen, was die Leute dazu sagten.

Vater. Die Damen würden sich um dich reißen. — Nein, nein! lieber Karl, wenn du von den Hottentoten etwas nachahmen willst, so nimm dir lieber ihre Gutmüthigkeit, Dienstfertigkeit, Großmuth und ihr freundliches Betragen gegen Fremde zum Muster. Jeder Reisende findet bei ihnen Nachtlager und Unterhalt; sie dienen ihm als Wegweiser, und versorgen ihn mit allen, was er zur Fortsezung seiner Reise bedarf. Und dies alles thun sie aus angeborner Herzensgüte, denn sie wissen nicht, was Erziehung und Religion

ist. Zu diesen Tugenden mußt du auch noch ihre Genügsamkeit im Mangel und ihre Zufriedenheit rechnen. Ich sage im Mangel; denn sonst sind die Hottentoten ganz entsezliche Esser; da ist mancher unter ihnen, der des Tags seine zehen Pfund Fleisch verschlingt; wenn er aber kein Fleisch hat, so nimmt er gar gerne auch mit Heuschrecken, und wohl gar mit ledernen Riemen, oder mit einem gesottenen Stück von seinem Mantel vorlieb. Er schnürt sich dann den Leib mit seinem Gurte enger zusammen, und vertreibt sich den Hunger durch Schlaf. Solche Fälle kommen indessen nicht gar oft vor. Es haben die Hottentoten ansehnliche Heerden, die sie so leicht keinen Mangel leiden lassen; sie liefern ihnen Milch, Butter und Käse, und dabei haben sie an manchen Orten Wurzeln, Kräuter und wilde Früchte in Menge. Außerdem erlegen sie auch manches Stük Wildpret auf der Jagd, und lassen es sich gut schmekken. Zahmes Vieh wird bei ihnen so leicht nicht geschlachtet; stirbt jedoch ein Ochse, eine Kuh, ein Kalb von selbst, so machen sie sich nicht das geringste Bedenken, davon zu schmaußen. Auf der Jagd führen sie keine andere als vergiftete Pfeile. Wird nun ein Thier mit einem solchen Pfeile angeschossen, so muß es sterben. Es entgeht ihnen

daher selten eines, und was sie heute nicht mehr habhaft werden können, das finden sie desto sicherer morgen. Wehe aber ihnen selbst, wenn sie sich zufällig mit ihren Pfeilen verwunden. Das verlezte Glied muß auf der Stelle abgeschnitten werden, sonst müssen sie ohne Gnade sterben!

Julchen. O die armen Schelme! Bekommen sie denn aber, wenn sie todt sind, ein schönes Leichenbegängniß?

Vater. Man zwängt ihnen den Kopf zwischen die Beine, wikelt sie wie eine Kugel in ihre Pelzmäntel, und trägt sie unter einem großen Geschrei ihrer Anverwandten und Nachbarn in eine Felsenritze, oder wenn keine zu finden ist, gräbt man ihnen eine Grube auf dem nächsten besten Platz, und wirft sie hinein. Da kommen nun aber gemeiniglich bald darauf die Hyänen oder Schakalfüchse, graben den Leichnam wieder heraus und fressen ihn.

Ludwig. Da würde ich mich hübsch in einen Kirchhof mit hohen Mauern begraben lassen, über welchen die Hyänen und Schakalfüchse nicht springen könnten.

Vater. Die Hottentoten sind schlechte Maurer, sonst würden sie zuerst auf bessere Wohnungen für die Lebenden denken. Ihre Häuser sind

elende, aus Stangen erbaute runde Hütten, die sie mit Schaffellen oder Palmblättern bedecken. Hier müssen sie sich während der langen Regenzeit elendiglich behelfen, denn ihr müßt wissen, daß man in jener Weltgegend nichts von Wintern weiß, wo es friert, wie bei uns. Die schlimme Jahreszeit besteht bloß in einem anhaltenden, oft schrecklichen Regenwetter, mit Stürmen und Donner begleitet. Alsdann bringen die Hottentotten ihre Zeit meistens zu Hause mit Verfertigung ihrer Waffen und Geräthe zu; gehen sie aber aus, so hüllen sie sich fest in ihre Pelzmäntel, die ihnen bei der unfreundlichen Witterung vortrefflich zu statten kommen. In diesen Pelzmänteln, die hinten eine Art von Kaputze oder Sak haben, schleppen auch die Weiber unter den Hottentoten ihre kleinen Kinder mit sich herum, die sich das Hin- und Hertragen recht gerne gefallen lassen. Sind sie aber größer, so legt man sie in einen Winkel der Hütte auf die Erde, und damit sie desto schneller zu Kräften kommen, schmiert man sie täglich mit Hammelfett ein.

Bei den Hottentoten darf, wie bei uns, ein Mann nur eine einzige Frau, und eine Frau nur einen einzigen Mann heirathen. Stirbt aber der Mann, und die Frau Gemahlin will sich

zum

zum zweiten Mal vermählen, so muß sie sich entschließen, ein Glied von einem Finger abschneiden zu lassen. Und hat sie nach dem Tod des zweiten Mannes noch einmal Appetit zu einem dritten, so muß noch ein Glied von ihrem Finger her.

Lottchen. Ach, da wird gewiß keine Frau einen zweiten Mann haben wollen.

Vater. Bitte sehr um Vergebung! Man soll, nach Versicherung der Reisenden, gar manche Frauen finden, die zwei, und manchmal auch drei Glieder am Finger zu wenig haben.

Das glaube ich, sprach der muthwillige Karl. Ich kenne auch unter uns manches Mädchen, das sich einen Finger würde abschneiden lassen, wenn sie dafür einen Mann bekommen könnte.

Silentium! sprach der Vater, und in eben diesem Augenblik rief die Mutter die ganze Gesellschaft zu Tische.

Zweiter Abend.

Die Neger oder Bewohner von Guinea.

Eine afrikanische Nation.

Schon waren sämtliche Kinder um den Tisch versammelt, und erwarteten mit Ungeduld den Vater, als er endlich hereintrat, und statt seines gewöhnlichen freundlichen guten Abends sich ihnen ganz feierlich näherte, jedem die beiden Vorderfinger der rechten Hand hinbot, den Kopf nikte, und jedesmal laut und langsam sprach Auzi!

Die Kinder sahen sich an und wußten nicht, was das bedeuten sollte.

Karl merkte zuerst, wie es gemeint war. Er sprang auf, legte beide Hände kreuzweis über die Brust, bükte sich und wälschte dem Vater in einer unverständlichen Sprache einige Worte als Gegenkompliment zu.

Mein heutiger Gruß, sprach der Vater, war ein guineischer Gruß; denn aus dem Hottentotenlande kommen wir heute nach Guinea, wo lauter rabenschwarze Völker mit schneeweißen Zähnen, rothen Lippen und einem wolligten Haare wohnen.

Seht hieher! Hier ist ein solcher Pursche abgebildet! Glaubt aber ja nicht, daß sie alle solche Hemden und einen Turban auf dem Kopfe tragen! Nein, meistentheils laufen sie ganz nakt umher, wie die Hottentoten, und haben nur ein Stück Zeuch um die Hüften, und allenfalls ein anderes Stück über den Schultern. Das thun sie aber nicht sowohl aus Armuth, als wegen der großen Hize, und weil es die Mode in ihrem Lande so haben will. Da sieht man manches eitles Weibchen mit feiner Leinwand, Musselin, ja sogar mit Seidenzeug behangen, den sie mit einem bunten Gürtel um den Leib schnallen, an welchem

Messer, Beutel, Schlüsselringe und dergleichen Siebensachen hangen. An ihrem Hals, ihren Armen und Beinen aber prangen Gehänge von den feinsten venetianischen Glasperlen. Ihre ohnehin schon krausen Haare sind sorgfältig mit Oehl eingeschmiert und in Löckchen gekräuselt, auch um und um mit Zierrathen behangen. Die Männer aber machen nicht so viel Umstände. Was ein armer Schlucker ist, der trägt bloß einen Schurz aus Bimsen, Palmblättern, Ziegen- oder Hundefellen, und anstatt sich zu frisiren, scheert er sich die Haare entweder ganz oder zum Theil ab. Eben so machen es die armen Weiber. Die wohlhabenden Neger aber tauschen sich für Goldsand und Elephantenzähne von den Europäern eine Menge schöne Sachen ein.

Lottchen. Sie weben also nicht selbst ihre Seiden und Wollenzeuge.

Vater. Seidenzeuge nicht, wohl aber Baumwollenzeuge. Es sollen überhaupt manche Negerstämme in Guinea gar nicht ungeschickt seyn, sondern recht niedliche Arbeiten verfertigen; zum Beispiel lange und schöne Pfeifenrohre aus Elfenbein, allerliebste Körbchen, Strohhüte u. s. w. An der Seeküste sollen sie aber faul und äußerst unreinlich seyn.

In der Baukunst haben sie es nirgends weit gebracht. Sie leben wie die Hottentoten in elenden Hütten, die aus zusammengebundenen Stangen gebaut und rings herum außen und innen mit Letten beschmiert sind. Wer in einer solchen Hütte etwas zu schaffen hat, der muß unten durch ein Loch, welches die Thür vorstellt, auf dem Bauche hinein kriechen. Und wie meint ihr wohl, daß es innen aussehen wird? Da ist keine Rede von Schränken, zierlichen Kommoden, Stühlen, Sophas, wie bei uns; nichts sieht man da, als ein Paar hölzerne Stühle, hölzerne und irdene Töpfe, Schalen, Tröge, Pfeile, Bogen und Spieße, alles ganz schwarz von Rauch und Dampf; denn mitten in der Hütte ist der Feuerheerd, und der Rauch hat keinen andern Ausgang als ein Loch im Dache.

Julchen. Und was kochen sie denn auf ihrem Heerde?

Vater. Gemeiniglich Hirse mit Palmöhl gewürzt. Es gibt aber auch Ziegen- und Hühnerbraten, imgleichen Fische auf mancherlei Art zugerichtet. Ob sie aber die Kunst verstehen, sie blau zu sieden, oder in Schmalz zu backen, das kann ich euch nicht sagen; nur so viel weiß ich, daß viele Neger auch ganz roh damit vorlieb nehmen.

Sie sind, wie die Hottentoten, ganz erstaunliche Esser. Es verzehrt mancher des Tags seine sechs bis zehn Pfund Fleisch oder Fisch. Haben sie Schnaps, so trinken sie ein Gläschen dazu. Den müssen sie aber erst von den Einwohnern einhandeln. Fehlt es ihnen daran, so behelfen sie sich mit Palmwein, den sie selbst machen, und der recht delikat schmecken soll. Sie schneiden nemlich ein Loch in die Rinde des Palmbaums, und hängen eine Flasche daran. Da läuft nun durch die Wunde ein süßer Saft heraus, der äußerst erfrischend ist, und bei dem sie Wein und Bier recht gut entbehren können.

Die Neger bringen so ihr Leben mit ein wenig Feldbau, mit Fischen, Jagen und Faullenzen hin. Sterben sie, so entsteht ein entsetzliches Geschrei in ihrem Hause und in der ganzen Nachbarschaft. Alle seine Freunde und Verwandte kommen und fragen den Toden: Warum er denn gestorben sey? Wenn er nun nicht antwortet, so legen sie ihn auf eine Matte, wickeln ihn ein, schieben unter den Kopf einen Stok, bedecken das Gesicht mit Ziegenfellen, und bestreuen den ganzen Leib mit Asche aus Baumrinde. So lassen sie den Leichnam einige Tage an der freien Luft stehen; die Hinterlassenen aber sitzen um ihn

herum und beweinen ihn. Endlich bringen sie den Todten, auf ein Bret gebunden, singend und tanzend zum Grabe. Damit er nun in der andern Welt sich einen Braten schießen, einen guten Fisch fangen, und seine Suppe kochen könne, so geben sie ihm seinen Bogen, seine Pfeile, seine Netze, Töpfe und Schüsseln mit in die Grube. Die Leichenbegleiter aber gehen wieder nach Hause, wo ihrer schon ein tüchtiger Schmauß wartet, bei welchem ihnen gar bald alle Todesgedanken vergehen.

Doch genug von den Negern! — Morgen schiffen wir über den atlantischen Ocean mit gutem Winde hinüber nach Amerika.

Dritter Abend.

Die Karaiben.

Eine amerikanische Nation.

Ein Karaibe oder Kanibale, meine Kinder! Ihr habt doch wohl schon von Kanibalen reden hören? Man versteht darunter einen grausamen blutgierigen Menschen, denn die Kanibalen sind als eine rachsüchtige grausame Nation verschrieen, und zwar mit Recht, denn wenn einer beleidigt worden ist, steht er mitten in einer Gesellschaft auf, nimmt

seine Keule und schlägt seinen Feind todt. Und das thun sie oft einer Kleinigkeit, eines Messers, eines Beils wegen. Im Kriege geht es, wie ihr leicht denken könnt, noch schlimmer zu. Was nicht todt geschlagen wird, das wird nach und nach geschlachtet und gegessen. Die Karaiben sind also Menschenfresser; sie fressen aber blos ihre Feinde.

Ach! das ist abscheulich, sprach Lottchen. — Gottlob! daß wir nicht im Karaibenlande leben. Wo wohnen sie denn, lieber Vater?

Hier, sprach der Vater, auf den kleinen Antillen, die man deswegen auch die karaibischen Inseln nennt. Man behauptet, diese Völker seyen aus Florida vom festen Lande herüber gekommen; sie sollen alle Männer auf diesen Inseln todtgeschlagen und die Weiber geheirathet haben. Wirklich sprachen ehedem die Männer unter den Karaiben eine andere Sprache als die Weiber, und es soll sogar noch heutiges Tages geschehen.

Hier betrachtet nur unsere Abbildung. Seht ihr die kurze Keule, die der Kanibale auf der Schulter trägt. Sie ist nur drei Fuß lang; sein Bogen aber ist sechs Fuß lang. Die Keule ist von einem sehr harten Holz, und an allen Kanten scharf zugehauen; auf den ersten Schlag, den sie ihrem Feind damit geben, sprizt das Gehirn herum. Zu

ihrem großen Bogen haben sie zwar nur hölzerne Pfeile; sie vergiften sie aber mit einem gewissen Saft, und wer damit getroffen wird, der muß sterben.

Versteht sich, wenn sie nicht gleich Gegengift gebrauchen, sprach Karl, denn sie werden doch auch Aerzte haben?

Von Aerzten weiß ich nichts, antwortete der Vater; vermuthlich haben sie aber nach und nach auch Mittel entdekt, der Wirkung des Giftes entgegen zu arbeiten.

Gehen sie denn ganz nackt, bester Vater fragte Ludwig?

Vater. Ja, allerdings! Nur vorne um den Leib haben sie ein Läppchen Tuch, das man für keine Kleidung halten kann. Dagegen putzen sie sich aber desto lieber, und der Künstler, der diese Figur zeichnete, hat nicht recht gethan, daß er den Herrn so im Negligee vorstellte. Hätte ich ihn entworfen, ich wollte ihn anders herausgepuzt haben. Erstens hätte ich ihm eine Müze oder Federkrone um den Kopf gemacht, wie die Mexikaner sie tragen (wie ihr bei Nr. 5. sehen könnt); dann müßte er mir Glaskugeln oder bunte Steine, oder halbmondförmige Zierrathen vom polirten Halbgold an der Nase und an der Unterlippe haben; um den Hals würde ich ihm eine Korallenschnur, um den Arm Armbänder, und

um die Fußknöchel Fußbänder gelegt haben, und hätte ich einen ganz wilden Karaiben vorzustellen gehabt, so müßte er mir kleine Knochen von seinen Feinden an dem Hals tragen. Ihr müßt nämlich wissen, daß sie die Korallen und alle andere künstlich gearbeitete Zierrathen von den Europäern eintauschen, die ihnen auch Messer, Beule, europäische Zeuge, und was sie sonst noch brauchen, bringen, und sich dafür Papageien, Schweine, Ananas ꝛc. geben lassen.

Ach wie fangen sie denn die Papageien, fragte Julchen?

Das geht ganz leicht, sprach der Vater. Sie merken sich nämlich des Abends die Bäume, wo sich Papagaien aufgesezt haben. In der Nacht bringen sie dann glühende Kohlen unter dieselben, und werfen eine Art von Gummi darauf, welches einen so betäubenden Dampf macht, daß die Papageien davon schwindlicht im Kopfe werden, und wie berauscht auf die Erde herabfallen. Hier werden sie dann sogleich aufgefangen, in einen Käfig gesperrt und mit Wasser besprizt, denn durch das Besprizen kommen sie wieder zu sich.

Aber jezt noch eine Frage, lieber Vater: sind denn die Karaiben wirklich so roth, wie hier auf unserm Bild!

Vater. Sie färben sich roth mit einer rothen Farbe, Namens Rocou, und sehen deswegen aus wie gesottene Krebse. Ihre Haare aber sind von Natur schwarz, und — wie man behauptet — nicht kurz, wie auf unserm Bilde, sondern lang. Die Haare am Bart raufen sie sich sorgfältig aus, weswegen man auch lange geglaubt hat, es wüchse ihnen gar kein Bart. Sonst sind sie lang und gut gewachsen. Stehlen aber sollen sie wie die Raben; das heißt bloß bei Fremden, denn unter sich nimmt keiner dem andern etwas, und ihre Häuser bleiben daher meistens unverschlossen. Diese Häuser sind keine gemeine Hütten, wie bei den Hottentoten und Negern, sondern ganz stattliche große Wohnungen, 60 Fuß oder 30 Ellen lang, und 25 Fuß breit, aber nicht hoch. Das Dach ist mit Palmblättern gedekt, und das Innere ist in mehrere Zimmer abgetheilt, die freilich nicht so elegant ausgepuzt sind, wie bei uns, aber doch auch nicht viel schlechter, als in manchem Bauernhause. Ihre Betten sind Hamaken oder Hängmatten, welche die Weiber künstlich aus Wolle weben. Tische und Bänke sind wie bei unsern Bauern.

Wißt ihr, womit die Männer sich die Zeit vertreiben? Sie gehen theils auf die Jagd, theils auf den Fischfang; und wenn sie des schlimmen Wetters wegen zu Hause bleiben müssen, so flechten sie zier-

liche Körbchen, die sie zum Theil an die Europäer verkaufen, oder zimmern sich Hausgeräthe und Schiffe. In dem Schiffbau haben sie es wirklich recht weit gebracht; man sieht bei ihnen Fahrzeuge, die vierzig Schuh lang sind, und drei Masten führen. Ihre kleinern Fahrzeuge heißen Piroguen; sie sind nur zwanzig Fuß lang und führen zwei Segel.

Wenn sie Häuser und Schiffe bauen können, so werden sie sich doch wohl auch Kirchen bauen, meinte Julchen.

Nein, sprach der Vater, sie glauben zwar an gute und böse Götter, aber ich habe nie gelesen, daß sie ihnen einen Tempel bauen. Man hat sich schon viele Mühe gegeben, sie zu Christen zu machen; aber es ist mit den Leuten nichts anzufangen. Man tauft wohl manchmal ein Kind, wenn man eines bekommen kann, aber sobald die Kleinen groß werden, wollen sie von dem Christenthum nichts mehr wissen.

Zu Tisch, zu Tisch! rief hier die Mutter. — Man stand eiligst auf, und fand mit nicht geringem Vergnügen, wie bei den Karaiben, einen gebratenen Feind auf dem Tische, das heißt, einen Hasen, den der Vater in seinem Garten geschossen hatte, als er ihm eben die Rinde von seinen schönsten jungen Bäumen abnagte.

Vierter Abend.

Die Floridaner.

Eine nordamerikanische Nation.

Heute, meine Kinder, sprach der Vater, gibt es keinen Hasenbraten, wenn ihr aber Lust zu einem gebratenen Krokodile habt, so seyd ihr von den Floridanern höflich dazu invitirt.

Pfui doch, schrie alles; ist es möglich, daß man auch Krokodile ißt?

Nicht anders, sprach der Vater, man nennt das amerikanische Krokodil Alligator. Diese Alli=

gatoren werden von den Floridanern todt geschlagen, abgebalgt und gebraten, oder vielmehr auf einem hölzernen Rost geräuchert. Kein Rehbraten schmekt euch so gut, als diesen Leutchen ihr Krokodil, zumal wenn es jung ist und recht nach Bisam riecht.

Lottchen. Nun warlich, da dürften sie mich nicht zu Gaste bitten.

Vater. Nun, nun, du könntest deswegen doch mit ihnen speisen. Haben sie denn nicht auch Hirsche, Ochsen, Rehe, Hasen und dergleichen Thiere mehr! Es fehlt ihnen ja auch nicht an Getreide zu Brod; sie bauen Mais, d. h. türkisches Korn in Menge, aber doch nicht genug auf das ganze Jahr; denn sie sind zu faul, ihre Felder zu bearbeiten, und leben daher lieber von der Jagd und dem Fischfang, zu welchem Ende sie sechs ganze Monate lang sich in den Wäldern aufhalten, und ihre Felder Felder seyn lassen. Zu ihrer Jagd haben sie aber keine Flinten, wie unsere deutschen Jäger, sondern Bogen und Pfeile von Rohr, die vorne mit harten Steinen oder Fischzähnen besetzt sind, welche tiefe und tödtliche Wunden machen, wenn sie recht treffen.

Karl. Was hat denn dieser Floridaner für einen Stok in der Hand.

Es ist eine Keule, womit sie ihre Feinde im Krieg maustodt schlagen, wenn sie ihnen nahe genug

kommen. Von ferne aber schießen sie auf selbige mit ihrem Bogen. Was dann nicht liegen bleibt, das wird gefangen genommen, geschlachtet und gefressen.

Julchen. Also auch die Floridaner sind Menschenfresser?

Nicht anders. Sie opfern ihre Gefangenen der Sonne, welche sie verehren, und die ihrer Meinung nach großen Gefallen an Menschenblut findet.

Die Kinder. Gott bewahre uns vor solchen Feinden. Sind sie denn alle auch nackt, wie die Karaiben?

Ja freilich! Nur einen kleinen Fleck von Hirschfell tragen sie um den Leib. Ueberhaupt haben sie viel mit den Karaiben gemein, denn diese sollen von ihnen abstammen. Die Floridaner mahlen sich aber nicht so roth, sondern sie sehen mehr olivenfarb aus. Auf ihren nackten Körper stechen sie sich dabei eine Menge Figuren, in welche sie eine gewisse Asche einreiben, so lange die Haut blutet; wodurch die Zeichnung unvergänglich wird. Manche Floridaner aber, die Umgang mit Europäern haben, kleiden sich auch ganz manierlich in allerlei bunte Zeuge, die ihnen wirklich recht gut stehen; denn es sind meistens wohlgebildete und starke Leute. Wenn ihr euch einen Begriff von ihrem Kopfputz machen wollt, so seht hieher auf das Bild. Sie binden ihre langen schwarzen

Haare

Haare oben in einen Schopf zusammen, den sie unten mit allerlei Zierrathen, auch mit einer Federkrone umgeben, wie die Mexikaner. (s. Nr. 5.)

Und die Weiber sind eben so geputzt wie die Männer? fragte Lottchen.

Die Weiber sind immer von Natur etwas eitler; sie putzen daher auch bei den Floridanern mehr an sich, als die Männer; sonst aber thun sie es ihnen in vielen Stücken gleich. Ihr solltet sie nur auf die Bäume klettern, oder mit ihren Kindern auf dem Rücken über die Flüsse schwimmen sehen, das geht euch, daß es eine Lust ist. Sie haben ihre kleinen Aeffchen ganz außerordentlich lieb. Zwei Jahre lang lassen sie sie an der Brust trinken, und da wird euch keines geschlagen, keines ausgezankt. So lange die Kinder klein sind, sprechen sie, verstehen sie es ja nicht, und wenn sie groß sind, so brauchen sie es nicht: denn da haben sie schon Verstand, und können durch die Vernunft geleitet werden. Hat nun aber ein Kind einen Fehler begangen, so setzt sich die Mutter in einen Winkel und weint: dadurch wird gemeiniglich das Kind so sehr gerührt, daß es sein Mütterchen so bald nicht mehr betrübt.

Julchen. Ach, die guten Menschen! die thun gewiß niemand etwas zu leide!

Vater. Ei gehorsamer Diener, ich möchte

sie nicht zu Feinden haben. Kein Volk führt grausamere Kriege, und quält seine Gefangenen so sehr, als die Floridaner! Sie überfallen sich einander mit einem entsetzlichen Geschrei, und wenn sie siegen, so lassen sie niemand lebendig, als Weiber und Kinder, alle Männer und Jünglinge müssen sterben. Die Gefangenen werden nach grausamen Martern geschlachtet, und dann reissen sie ihnen die Haare samt der Haut vom Kopfe, und nehmen den ganzen blutigen Schopf, als Siegeszeichen, mit nach Hause. Die Frauen aber schleppen sie, nebst den Kindern, mit sich fort, und heirathen sie entweder, oder brauchen sie als Mägde. Zu Hause aber werden nach einem solchen Kriegszug große Friedensfeste angestellt, und drei Tage lang wird geschmaußt, musicirt, getanzt und gesungen, wobei dann die Branntweinflasche lustig herumgeht. Ist aber einer von ihren Anführern geblieben, so wird er vorher mit großem Gepränge begraben und beweint. Drei Tage lang fasten und wehklagen seine Anverwandten und Freunde um seinem Grab, und ein Paar alte Weiber, die man dafür belohnt, müssen ein ganzes halbes Jahr lang, Morgens, Mittags und Abends, auf dem Grabehügel weinen!, welches sie dann mit einem fürchterlichen Geheule thun. Ja, ja, Karl, wärest du ein Anführer der Floridaner, und bliebest du in einem

Treffen, so würde dir auch so viele Ehre erwiesen. Wir würden uns um deinetwillen die Haare abschneiden müssen; aber deine schöne Kommode, alle deine Pappdeckelkästchen, deine Violin, deine Kleider, kurz alles, was du hast, würde auf deinem Grabe verbrannt werden. Dann steckten wir Pfeile um deinen Grabeshügel, setzten deinen Becher auf dein Grab, und gingen weinend nach Hause.

Das alles wäre mir nach meinem Tode ziemlich einerlei; nur die Thräne würde mich freuen, sprach Karl. Wie würde es mir aber gehen, wenn ich nur schwer verwundet wäre?

Vater. Ei nun, da würde man den Jonas über dich schicken.

Karl. Wer ist dann der Jonas? doch nicht der, der von einem Wallfisch gefressen und wieder ausgespieen wurde?

Vater. Nein! ihre Aerzte nennen sie Jonas; und diese sollen mit dergleichen Wunden, wenn sie nicht allzugefährlich sind, ganz gut umzugehen wissen. — Für heute, meine Kinder, habe ich euch nichts mehr zu sagen, als daß es unter den Floridanern schon viele Christen gibt; die übrigen aber Sonne und Mond verehren. Der Tisch ist, wie ihr sehet, gedeckt, also schnell die Stühle heran und alle zum Gebete!

Fünfter Abend.

Die Mexikaner.

Eine amerikanische Nation.

Ein Mexikaner, meine Kinder, ein Mexikaner! Ihr habt diese Leutchen schon aus eurem Cortez kennen gelernt. Erinnert ihr euch noch der Entdeckung von Amerika, und der Kriege und Grausamkeiten der Spanier in Mexiko? Sie giengen ganz entsetzlich mit den armen Indianern um,

dafür, wurden sie aber auch, so viel man ihrer habhaft werden konnte, von den Einwohnern geschlachtet und dem Vizliputzli geopfert.

Die Kinder. Wer tausend war denn dieser Vizliputzli?

Vater. Der Kriegsgott der Mexikaner. Sie hatten ihm, wie ihr euch erinnern werdet, in der Stadt Mexiko einen großen Tempel erbaut, in welchem sie ihre Gefangenen schlachteten. Heutiges Tages ist aber keine Spur mehr davon vorhanden.

Seht ihr da unser Kupfer? So wie sie hier abgebildet sind, gingen zu Cortez Zeiten alle Mexikaner einher. Auf dem Kopf hatten sie eine Federkrone, und um die Lenden einen Schurz von Federn. Uebrigens waren sie ganz nackt, und nur die Vornehmen trugen eine Art Mantel von Baumwollenzeug. Im Krieg aber hingen die Soldaten, um sich eine recht fürchterliche Gestalt zu geben, eine Thierhaut um die Schultern, und zogen sogar den Kopf des Thiers über den ihrigen. Hierzu kam dann noch ein Halsgehänge von Menschenherzen, Nasen und Ohren; bisweilen hatten sie auch den ganzen Menschenkopf auf der Brust hangen, und das gab ihnen wirklich ein so gräßliches Ansehen,

daß ihre Feinde ganz den Muth verloren, bis sie sich ein wenig an diese Abscheulichkeiten gewöhnt hatten.

Ach, was für ein grausames Volk, seufzete Julchen. So etwas sieht man doch nicht bei uns, ob es gleich im Krieg auch arg genug zugehen soll.

Da hast du recht, mein liebes Julchen, sprach der Vater. Die Mexikaner sind aber heutiges Tages auch nicht mehr, wie sie sonst waren. Ein großer Theil wurde von den Spaniern ausgerottet, und die übrigen mußten Mores lernen. Sonst gingen sie beinahe ganz nackt, jetzt tragen sie schon Schuhe, Hosen, Hemden und andere Kleidungsstücke; ehedem hatten selbst die Vornehmen Häuser ohne Fenster und ohne alle Bequemlichkeit; jetzt haben sie doch etwas hellere und bequemere Wohnungen. Ehedem fraßen sie ohne Gnade ihre Gefangenen, heutiges Tages ist die Rede nicht mehr davon.

Karl. Nun, ich sehe schon, sie waren eben vor der Zeit, da die Spanier das Land eroberten, eine ganz gemeine, wilde und unwissende Nation.

Vater. Da irrst du dich gar sehr. Sie wußten schon manches, was andere wilde Völker

nicht wissen. Sogar Mahler hatten sie unter sich; und wann sie Palläste, Tempel und Thürme besassen, so mußte es doch auch Baumeister bei ihnen geben. Ihr werdet euch aus eurem Cortez erinnern, daß damals auch ganz geschickte Goldarbeiter und andere Handwerker, z. B. Weber, unter ihnen lebten. Schreiben konnten sie freilich nicht, und in keiner Kunst hatten sie es so weit gebracht, als wie die Europäer.

Lottchen. Wie lange ist es denn nun, daß die Spanier Mexiko erobert haben? Nicht wahr, dreihundert Jahre? In dieser Zeit müssen die Mexikaner ganze Leute geworden seyn.

Vater. Ach nein, liebes Lottchen, sie sind nicht sehr weit gekommen. Ja, wenn sie menschlichern und gebildetern Eroberern zu Theil geworden wären, wie zum Beispiel den Engländern oder Franzosen; aber die Spanier begegneten ihnen gar zu hart, und waren größtentheils selbst sehr roh und unwissend. Ueberdem sind die Mexikaner eine sehr träge Nation; o sie sind so faul, so faul! deswegen lernten sie auch im Ganzen sehr wenig. Nun denkt euch, ungeachtet sie der Arbeit gar nicht gewohnt waren, wurden sie zu den härtesten Verrichungen gebraucht; zum Beispiel zu dem Bergbau, und wer sich nicht anstrengen

wollte, der bekam Schläge genug; so starben eine ungeheure Menge vor Gram und Mißmuth; viele andere leben zwar noch; aber wie kann man sich bilden, wenn man nur die gröbsten Arbeiten treibt, und unter einem ewigen Drucke lebt.

Julchen. Gibt es denn gar keine freie Indianer mehr; sind sie denn alle von den Spaniern überwunden worden?

Vater. Nicht alle. Es sind wirklich noch einige Stämme frei, denen man bis jetzt in ihren Gebirgen und Morästen nicht recht beikommen konnte. Soll ich auch etwas von diesen erzählen? — Die Engländer und Franzosen die sie haben kennen lernen, ertheilen ihnen das beste Lob; sie sollen leutselig und sogar edelmüthig seyn. Auf das Arbeiten halten sie freilich auch nicht viel; sie leben meistens von der Jagd und dem Fischfang; doch geben sie sich auch ein wenig mit dem Feldbau ab. Ihr Tisch soll so gar übel nicht bestellt seyn; wird man von ihnen zu Gaste gebeten, so warten sie mit wilden Schwein- und Hirschbraten, Ananas und derzleichen auf. Da sie aber weder Löffel, noch Messer und Gabeln bei Tische führen, so soll es nicht sehr reinlich bei ihren Mahlzeiten zugehen. Ihr gesotte-

nes Fleisch zerlegen sie in kleine Stückchen, lassen es ganz zu Brei kochen, und schlürfen es aus einer Schale. Die Finger aber spielen die Hauptrolle bei ihren Mahlzeiten; alles wird mit der Hand in den Mund gebracht. Deswegen steht auch beständig ein Gefäß mit Wasser neben ihnen, daß sie die von Fett und Mark triefenden Finger hineintauchen können.

Alle Kinder. Fi, fi, fi, fi!

Vater. Nach dem Essen wird Tabak herum gegeben, und während der ganzen Mahlzeit setzen sich die Weiber nicht zu Tische, sondern stehen hinter den Stühlen, oder vielmehr Sitzklötzen, und warten ihren Eheherren auf. Vom Essen und Trinken sind sie übrigens große Freunde. Ziehen sie in den Krieg, so wird vorher geschmaußt; kommen sie zurück, so muß wieder ein Gastmahl gehalten werden; verheirathen sie sich, so wird ein Hochzeitschmauß gehalten; und so geht es beständig fort.

Die freien Indianer sind beständig bewaffnet; da geht euch keiner von einem Haus in das andere, ohne seine Waffen mitzunehmen. Sie brauchen diese Waffen theils gegen ihre Feinde, theils zur Jagd. Oft, wenn sie anfangen zu jagen, kommen sie in vierzehn Tagen nicht

nach Hause. Ihre Weiber müssen ihnen dann die Lebensmittel, das Geschirr und die Betten, das heißt ihre Hangematten, nachtragen. Wo die Nacht sie überfällt, da schlafen sie. Sie spannen ihre Hangmatten an einigen Bäumen aus, und schlummern sorglos fort bis zum andern Morgen.

Diese freien Indianer, und auch diejenigen von den Unterjochten, die nicht in den Städten, sondern auf dem Lande leben, wo nicht viel Spanier hinkommen, gehen noch heutiges Tages nackt umher, wobei sie beständig den Leib mit Oehl und Fett tüchtig salben, und wißt ihr warum? damit sie von den Muskiten oder Fliegen nicht so sehr geplagt werden. Auch soll ihnen das Fett gegen die Sonnenhitze wohl zu statten kommen. Dabei bemalen sie sich den Körper durchaus mit Vögeln und allerlei andern Thieren; auch tragen sie Arm- Hals- und Ohrengehänge, und schmükken ihre zierlich geflochtenen Haare mit Federkronen.

Ihre Häuser bestehen aus Pfosten, die sieben bis acht Schuh hoch über die Erde hervorragen, zwei bis drei Fuß von einander stehen und mit Lehm ausgefüllt sind; das Dach wird mit Palmblättern gedeckt; der Heerd ist in der Mit-

te, und der Rauch zieht sich zu einem Loche hinaus, das sie oben im Dache lassen.

Ach Kinder, es gehen vielleicht noch viele hundert Jahre hin, ehe die Mexikaner sich so bequem einrichten lernen, wie wir. Und dann muß ich euch versichern, daß ich doch unser Kalbfleisch, das eure Mutter nach ihrer guten deutschen Art zugerichtet hat, nicht mit ihren Rehbraten, ihrer Fleischsuppe und ihren Ananas vertauschen möchte.

Wir auch nicht, wir auch nicht, riefen die Kinder, und gingen alle frölich zu Tische.

Sechster Abend.

Die Eskimos oder Bewohner des Landes Labrador.

Eine nordamerikanische Nation.

Wie diese Nacht der Wind heult, wie der Schnee an die gefrornen Fenster stürmt! Husch, husch, wie kalt ist es heute! Kaum kann man sich an dem heißen Ofen erwärmen. Laßt uns den Tisch näher zum Feuer rücken, meine Kinder, und Hann-

chen (so hieß die Magd) mag immer die Läden zumachen und die Vorhänge zuziehen, denn bei einer so grimmigen Kälte kann man sich nicht genug verwahren. Wohl uns, meine Lieben, daß wir nicht im Lande Labrador, an der Hudsonsbai, wohnen müssen. Da ist es neun Monate lang Winter, und die Kälte ist noch viel strenger als bei uns. Wollt ihr, daß ich heute etwas von diesem Lande und seinen Bewohnern erzähle?

O ja, lieber Vater, o ja! schrieen alle Kinder.

Nun so lagert euch hier zunächst an euern warmen Ofen, da läßt sichs gut von der Kälte sprechen.

Ach, meine lieben Kinder, das Land Labrador ist ein kaltes, unwirthbares Land. Es ist meist bergig und felsig; der Boden ist beinahe keines Anbaues fähig, und liefert kein anderes Produkt als Steine und Pelzthiere. Der Sommer dauert da nicht länger als drei Monate, und wenn Europäer unglücklicher Weise hier von dem Winter überrascht werden, so geht es ihnen schlimm genug. Da verspätete sich einmal die Mannschaft eines englischen Schiffes; das Wetter wurde stürmisch, und sie getrauten sich nicht mehr in dieser Jahreszeit nach Hause. Sie mußten sich daher entschließen, auf Labrador den Winter zuzubringen. Sie suchten sich eine Bucht aus, wo ihnen das Land nicht so rauh

schien, wie anderwärts; hier baueten sie sich ein Haus von dickem Zimmerholz, stopften alle Ritzen mit Moos aus, und überzogen das ganze Gebäude mit Leimen. Jetzt mag der Wind blasen, dachten sie, durch unsere Balken kann er einmal nicht, und an Holz wird es uns, Gottlob! auch nicht fehlen. Im Anfang ging freilich die Sache recht gut; aber kaum war der Monat November gekommen, so fieng das Herzeleid an. Das Bier gefror ihnen in den Flaschen, ob sie gleich in Werk eingebaut und nicht weit vom Feuer hingestellt worden waren. Gewöhnlich legten sie eine Pferdeladung Holz auf einmal in den Ofen, der von Ziegelsteinen erbaut, sechs Fuß lang, zwei Fuß weit und drei Fuß hoch war. Wenn das Holz beinahe ausgebrannt war, so zogen sie die Brände heraus und machten den Schornstein oben zu; so, daß sie dann vor Hitze oft schwitzten. Sobald aber die Thür oder ein Fenster aufgemacht wurde, drang die Kälte wieder so heftig herein, daß die eingeschlossenen Dünste sich in kleine Schneeflocken verwandelten. Bei aller Hitze, die sie machten, konnten sie doch Fenster, Wände und Boden nicht frei von Eis erhalten. War das Feuer ausgegangen; so zersprangen vor Kälte die Balken an der Hütte. Branntwein, ja selbst Weingeist, fror; das Eis in den Flüssen war acht Fuß dicke,

und eingegrabene Fässer Bier froren zwölf Fuß tief in der Erde. So währte es fort bis in den Monat Junius; selbst aber im Monat Juli froren noch Segel und Taue. — Bei einer so strengen Kälte sollte man nicht glauben, daß ein lebendiges Wesen hier fortkommen könnte, und doch leben nicht nur hier Menschen, sondern sie glauben sogar, daß sie das schönste Land auf Erden besitzen, und das ist ein Glück für sie.

Karl. Ja gewiß; aber warum glauben sie das? weil sie nie etwas besseres gesehen haben. Kämen sie nur einmal zu uns nach Deutschland, oder wohl gar nach Italien, wir wollten sehen, ob es ihnen auf Labrador noch länger gefiele!

Vater. Du hast recht; was die Menschen nie kennen gelernt haben, das vermissen sie auch nicht. — Einen Bewohner dieses traurigen Landes seht ihr hier abgebildet. Er hat einen Rock von Pelz an, der ihm bis auf die Knie herabgeht und mit einem Gürtel zusammengeschnürt ist. Von Thierhäuten sind auch seine Beinkleider, die oben mit einem Zug, wie ein Tabacksbeutel, zugezogen und fest gebunden werden. Die Stiefeln sind gleichfalls von Pelz. In der Hand trägt er dabei einen Bogen, und auf dem Rücken einen Köcher. Beinahe auf gleiche Art sind die Weiber gekleidet; nur tra-

gen sie, statt des Köchers, eines von ihren Kindern auf dem Rücken, und oft steckt auch noch ein anderes in ihren weiten Stiefeln. Zum Unterschied haben dabei die Weiber einen schmalen Zipfel von ihrer Jacke hinten herab hangen. Oft ziehen sie auch den Vögeln, die sie fangen, die Haut samt den Federn ab, flicken sie zusammen und machen sich Kleider davon. Alsdann sehen sie aus wie der Papageno in der Zauberflöte, nur pfeifen sie nicht so schön . . . .

Lottchen. Das will ich glauben. Haben sie denn aber Nähnadeln und Faden zum Nähen?

Vater. Ihre Nadeln sind Fischgräten, ihr Zwirn feine Rehsennen. Sie sollen aber, wie alle Reisende, die dahin gekommen sind, versichern, sehr sauber damit nähen, uud überhaupt gar nicht ungeschickt seyn. Sie machen auch z. B. ohne eisene Werkzeuge, Kähne, die zwanzig Ellen lang sind, und wagen sich in denselben an Seehunde, und sogar an Wallfische, mit denen sie so gut fertig werden, als die Europäer. Und wißt ihr, woraus diese Kähne bestehen? Aus Ruthen oder Fischbeinen, mit gegerbten Seehundfellen überzogen, die an den Fugen mit Pech oder Theer verstrichen werden. In diesen langen Booten sitzt gewöhnlich nur ein Mann; sie machen aber auf gleiche Art größere und weitere Boote

für

für mehr als zwanzig Personen. Wann sie nun einen Seehund gefangen haben, da solltet ihr sehen, wie sie sich an dem rohen Fische laben, und wie sie den Thran mit den Händen auffangen, das schmeckt köstlich! Der Name Eskimo heißt eigentlich nichts anders als ein Fleischfresser, ein Mensch, der rohes Fleisch ißt.

Julchen. Sie verstehen vielleicht nicht die Kunst, Feuer anzumachen.

Vater. Ach ja, sie verstehen das gar wohl; sie essen die Seehunde nur roh, weil sie ihnen ungebraten besser schmecken.

Julchen. Sind sie dann auch ein wenig galant! Putzen sie sich denn nicht am Sonntag?

Vater. Ach, mein Kind, sie wissen nichts vom Sonntag; es sind rohe Heiden; man sucht sie aber jetzt nach und nach zu Christen zu machen. Von ihrem Putz weiß ich nichts, als daß sie die Näthe ihrer Kleider mit Pelz verbrämen und Schneebrillen tragen.

Lottchen. Was ist denn das?

Vater. Die Schneebrillen sehen beinahe aus wie unsere Brillen; nur bestehen sie nicht aus Glas, sondern aus Holz, in welches eine schmale Oeffnung geschnitten ist, wodurch man alles sieht.

Karl. Nun, was helfen denn solche Brillen?

Vater. Sie schützen die Augen gegen das blendende Licht des Schnees, womit das Land beinahe Jahr aus, Jahr ein bedeckt ist. Ohne solche Schneebrillen würden viele Leute blind werden. Ihr wisset ja, wie weh das glänzende Sonnenlicht auf neugefallenen Schnee thut.

Wenn die Eskimo's die kalten Winter nicht besser gewohnt wären, als wir, so würde es ihnen übel ergehen. Aber glücklicher Weise gewöhnt sich die Natur an alles, und so findet der Mensch am Ende auch alles erträglich. Lottchen glaubt nicht mehr ohne Wärmflasche zu Bette gehen zu können, weil die Mutter ihr einigemal das Bett gewärmt hat; ich hingegen, der nie eine Wärmeflasche annahm, ich finde mein Bett in meiner ungeheitzten Kammer, selbst im strengsten Winter, nicht zu kalt. Und dann wißt ihr alle, daß ich auch im Winter schon morgens um vier Uhr an meinen Arbeitstische sitze, und zwar ohne Feuer, bloß in meinen warmen Schlafrock eingehüllt. — Der Mensch ist immer, was er selbst aus sich macht!

Husch! schrieen die Kinder, husch! Gott bewahre uns vor einem ungeheizten Zimmer bei einer solchen Kälte. Lieber nichts zu essen und einen warmen Ofen!

Die Grönländer.

Eine nordamerikanische Nation.

Heute, meine Kinder, führe ich euch in ein Land, das weit mehr von Eidervögeln, weißen Bären und Seehunden, als von Menschen bevölkert wird; ich meyne das traurige Grönland.

Seht, hier liegt es auf der Karte, noch nördlicher als das Land der Eskimos. Es ist zwar als festes Land angegeben, man weiß aber

bis diese Stunde nicht, ob es wirklich festes Land, und nicht vielmehr eine Insel ist.

Julchen. Wenn man ganz herumschiffen kann, so ist es eine Insel; und das wäre ja bald zu erfahren.

Vater. Ja wenn man das könnte; allein es geht nicht. Auch in den wärmsten Sommermonaten ist die See mit Eis bedeckt, wenigstens mit Treibeis; da kommen den Seefahrern ganze Berge entgegen geschwommen, und wenn sie sich nicht recht in Acht nehmen, krak! krak! so ist das Schiff in Stücken, und es wird zwischen zwei solche Eisfelder dergestalt eingeklemmt, daß es nicht mehr von der Stelle kann. Wenn man das Eis bei hellem Wetter kommen sieht, so kann man ihm zwar so ziemlich ausweichen; wenn aber, wie das oft der Fall ist, ein Nebel entsteht, oder die Nacht einbricht, was will man alsdann machen?

Aus diesem Grunde, meine Kinder, ist die östliche Küste von Grönland beinahe gänzlich unbekannt. Im Winter kann man sich ihr vor dem festen = im Sommer vor Treibeis nicht nähern; auf der westlichen Küste aber haben einige Europäer sich angesiedelt. Im Innern des Landes findet man beinahe keine Menschen, es mag da niemand wohnen, weil es gar zu rauh ist. Da sieht

man nichts als Schnee und Eis, und wenn beides auch im Sommer ein wenig schmilzt, so wächst doch auch nicht so viel Gras, daß die Einwohner ihre Schuhe damit ausstopfen könnten. Im Winter ist es kaum auszuhalten; in den nördlichsten Gegenden scheint gar nicht mehr die Sonne, und da friert während des Kaffeetrinkens die leere Tasse an den Tisch an. Das Eis und der Reiffrost geht durch den Schornstein bis an das Ofenloch, ohne am Tage vom Feuer aufzuthauen. Thür und Wände sind in der Stube vom Eise wie übertüncht, und die Betten frieren an der Bettstatt an. Wacht man des Morgens auf, so liegt man unter einer Eisdecke, denn der Hauch beim Athmen wird zu Eis, und macht die Nacht hindurch eine daumensdicke Kruste. Will man Fleisch aus den Fleischfässern nehmen, so muß man sie in Stücke zerhauen; die Getränke frieren in der geheizten Stube; der Branntwein wird dick wie Oehl. In den Monaten Januar bis März wird es so arg, daß die Steine springen, und die See wie ein Ofen raucht. In den folgenden Monaten ist das Wetter zwar etwas gelinder, aber im Junius fällt immer noch Schnee, und wenn es späterhin auch gänzlich aufhört zu schneien, so fängt es im August doch schon wieder an. In den wärmsten Monaten thaut die

Erde doch nur an der Oberfläche auf; das Innere bleibt hart wie Stein. Glaubt aber ja nicht, daß man in Grönland vom warmen Sonnenschein gar nichts wisse; denn in den längsten Sommertagen wird es, besonders in den Meerbusen und in engen Thälern, wo sich die Sonnenstrahlen sammeln, bei windstillem Wetter so heiß, daß man die Kleider kaum ertragen kann, und das Pech auf den Schiffen schmilzt; kaum aber ist es Abend, so entsteht auf einmal wieder eine so empfindliche Kälte, daß man ein Grönländer seyn muß, um einen so schnellen Wechsel ertragen zu können. Im Sommer ist beinahe schon in den südlichen Gegenden gar keine Nacht; nur drei Stunden lang bleibt die Sonne unter dem Horizont; im Junius und Julius ist es daher auch um Mitternacht so helle, daß man ohne Licht sehen kann; dabei sind die Spitzen der höchsten Berge beständig von den Sonnenstrahlen vergoldet. Mehr gegen Norden geht die Sonne gar nicht mehr unter; aber sie scheint, wenn sie am tiefsten steht, nie ganz helle, sie gleicht alsdann dem Monde; man kann starr in sie hineinsehen, ohne geblendet zu werden. Geht aber im Sommer die Sonne im nördlichen Grönland gar nicht unter; so geht sie dagegen im Winter auch gar nicht auf. In der Diskobucht, zum Beispiel,

hat man eine sechs Wochen lange Nacht. Da sieht man vor dem Ausgang des Novembers bis in die Mitte des Januars keinen Sonnenstrahl, nur das Mondlicht, und wenn der Mond nicht scheint, das Nordlicht, bewirkt eine mäßige Dämmerung.

Karl. Die Grönländer können also da mit Wahrheit sagen:

Der Wald ist unser Nachtquartier,
Der Mond ist unsre Sonne.

Vater. Nichts weniger, der letzte Vers paßt wohl auf sie, aber nicht der erste, in Grönland weiß man nichts von Wäldern und hohen Bäumen.

Karl. Nun da stehe uns Gott bei, eine so grimmige Kälte und kein Holz. Gehorsamer Diener, meine Herren Grönländer, mich bekommt ihr nicht zu euch.

Lottchen. Womit wärmen sie sich dann in ihren kalten Winternächten?

Vater. An die Küste von Grönland, und überhaupt an jene nördliche Küsten, wird von der See viel Treibholz gespült; es kommen da ganze Bäume auf der See geschwommen. Dieses Holz nun fangen die Grönländer auf, und heitzen ihre Hütten damit im Winter. Vermuthlich haben sie auch noch andere Brennmaterialien entdeckt; und

wenn auch keine hochstämmigen Bäume in diesem kalten Lande gefunden werden, so fehlt es doch an Sträuchern nicht; und in dem südlichen Theil findet man auch einige kleine krüppelhalfte Bäume.

Doch genug von dem Lande selbst: wir wollen nun auch auf seine schmutzigen, stinkenden, lausigen Bewohner kommen. Es ist euch ein eckelhaftes Völkchen um die Grönländer; das ganze Jahr haben sie mit Seehunden zu thun, essen halbverfaultes Seehundfleisch und Seehundfett, brennen den Thran von Seehunden, und bekommen davon einen Geruch, der oft nicht auszuhalten ist, zumal in ihren Winterwohnungen, wo noch dazu ein halbduzend Gefäße mit Urin stehen, worin sie ihr Leder gerben, und dann der Dampf von ihrem Feuer und ihren ungeheuern Lampen, über welchen sie in Kesseln ihr Essen kochen. Denkt euch nun ein Haus, worin oft zehen Familien wohnen, die blos durch einen Verschlag, wie in Pferdeställen, von einander abgesondert sind, und nehmt die Ausdünstungen von so vielen Menschen, so werdet ihr euch einen Begriff machen können, was da für ein Gestank herrschen muß. Von der Unreinlichkeit der Grönländer habt ihr gar keinen Begriff. Sie sind ganz in Pelz gekleidet, der beinahe nie gewaschen und gesäubert wird; ihre fetten, von Thran triefenden

Hände, wischen sie hundertmal an ihre Kleider; aller Unrath ihrer unsaubern Wohnung hängt sich an dieselben, und so ist es nun freilich kein Wunder, daß sie dick voll Ungeziefer sind. Selten nehmen sie sich Zeit, sich davon zu befreien; machen sie aber ja einmal Jagd auf ihre Peiniger, so geschieht es wieder auf eine ächt grönländische Art; die Läuse nämlich, welche sie ertappen, zerbeissen sie mit den Zähnen und fressen sie.

Fi, fi, fi! schrieen alle Kinder und spuckten dabei aus.

In ihren Sommerwohnungen, die sie im Monat Mai beziehen, fuhr der Vater fort, sieht es zwar nicht so gar unreinlich aus; alsdann können sie ihre Kleider auch eher waschen und an die Sonne legen; aber doch verläugnen sie auch hier ihr schmutziges Wesen nicht. Auf ihrem Tische sieht man weder Messer noch Gabel; sie fassen alle ihre Speisen mit den Fingern an, zerreissen sie mit den Fingern und führen sie mit den Fingern in den Mund. Daher sind auch ihre Hände beständig klebrig wie Speck. Ihre Schüsseln geben sie sich nicht die Mühe auszuspülen, sondern sie lassen sie von den Hunden rein lecken, und essen dann wieder daraus. Erhitzen sie sich im Sommer bei ihren Geschäften, und es läuft ihnen der Schweiß über das Gesicht,

so ermangeln sie nicht, ihn mit dem Finger zusammen- und in den Mund zu streichen . . .

Die Kinder schrieen laut auf über diese abscheuliche Gewohnheit.

Doch genug von ihrer Schweinerei, fuhr der Vater fort. Diese abgerechnet, sind die Grönländer so übel nicht. Sie sind geschickt in allerlei Handarbeiten, nähen sich ganz sauber ihre Kleider mit Nadeln und Zwirn, die sie von den Europäern bekommen, und bauen sich brauchbare Kähne zum Seehund- und zum Wallfischfang. Ehedem hatten sie zum Nähen bloß Fischgräten und Sehnen von Rennthieren; jetzt aber brauchen sie sich nicht mehr so zu behelfen, wenn es nicht ein Nothfall ist. Die wohlhabenden Grönländer tragen auch schon Kleider von europäischen Wollenzeugen, Leinwand, Kattun; die übrigen aber begnügen sich mit einem Gewand aus Seehund- oder Rennthierfellen, und mit Hemden von Vogelpelzen. Wollt ihr wissen, was diese Kleider für einen Schnitt haben, so seht das Kupfer an. Der Saum und die Nathen sind meistens roth besetzt. Die Strümpfe sind von den Häuten neugebohrner Seehunde, die Schuhe aber von schwarzgegerbten starkem Seehundleder. Daß die Sohlen hinten und vorne über das Oberleder hinaufstehen, ist auf unserm Kupfer nicht an-

gegeben; auch sieht man es den Beinkleidern nicht an, daß sie aus einem Seehundbalg gemacht sind. Das Kleid der Weiber ist so weit, daß sie hinten ihr kleinstes Kind hinein stecken und auf dem Rücken mit sich herum tragen können. Damit es aber unten nicht herausfalle, binden sie das Gewand mit einem Gürtel um den Leib fest. Ob aber die Kindchen Windeln haben, und was sonst unter dem Pelze vorgeht, das weiß ich nicht.

Die Zuhörer verstanden den Vater und kickerten.

Was haben denn die Kinder für eine Farbe, wenn sie auf die Welt kommen? fragte Julchen.

Sie sind weiß, wie ihr, sprach der Vater, aber durch das Fett, womit sie beständig beschmirt sind, durch den Rauch, in dem sie im Winter sitzen, und durch die Unreinlichkeit ihrer Aeltern überhaupt, bekommen sie bald eine dunkelgraue Farbe. Manche aber sind auch im Gesichte braun und bisweilen ein wenig roth.

Die Grönländer haben meistens schwarze, steife, lange Haare; sie schneiden sich aber dieselben kurz, und die Barthaare lassen sie gar nicht wachsen, sondern raufen sich selbige heraus, so bald sie erscheinen. Gewöhnlich haben sie einen etwas zu dicken Kopf für ihre kleine Person; denn selten sieht man Grönländer, die über fünf Schuh hoch sind,

gemeiniglich sind sie noch kleiner. Ihr Leib ist fleischig und fett; dabei sind aber die Leute doch nichts weniger als schwerfällig; im Gegentheil sollen sie recht leicht und behende seyn. Auch fehlt es ihnen gar nicht an Kräften; da gibt es euch Weiber, die ein ganzes Rennthier zwei Meilen weit auf den Schultern forttragen. Wie groß aber in Grönland die Rennthiere sind, das kann ich freilich nicht bestimmt angeben.

Die Grönländer sollen übrigens keine lustige, aber freundliche, leutselige, aufgeräumte Leute seyn. Sie machen sich oft ihren Spaß mit den Europäern, wenn sie glauben, es sey in Europa besser zu leben als in Grönland; denn sie leben und sterben darauf, daß es nirgends in der Welt den Menschen besser gehen kann, als bei ihnen. Haben wir nicht alles in Ueberfluß, sprechen sie? Haben wir nicht Seehunde, Wallfische, Seevögel, Rennthiere, Beeren, Kräuter, Wurzeln, mehr als wir brauchen? Und wenn wir ja manchmal uns im Winter ein wenig behelfen und zwei oder drei Tage hungern müssen, so hat das ja wenig zu bedeuten; das Essen schmeckt uns alsdann nur desto besser. Da verziehen die Europäer den Mund, wenn wir im Sommer ein Stück von einem halbverfaulten Seehund unter dem Gras hervorholen;

sie meynen, wenn das Fleisch ein wenig riecht, dürfen sie es nicht mehr essen; o ihr Thoren, gerade alsdann schmeckt es am besten. Wir haben Hasen genug, wenigstens ungleich mehr als ihr, in eurem Europa; diese aber laufen uns gut; so lange es uns nicht an Seehunden fehlt, rühren wir keinen an.

Seht Kinder, was die Gewohnheit vermag! Sie macht den armseligsten Menschen ihre Lage nicht nur erträglich, sondern sogar wünschenswerth.

Die Grönländer haben kein anderes Brod zu ihrem Fleisch, als getrocknete kleine Fische, kein anderes Getränke, als Wasser, und doch leben sie vergnügt. Aus dem Blut der Seehunde kochen sie ihre Suppe; aus dem Speck, den sie von den abgezogenen Häuten abschaben, machen sie eine Art Pfannenkuchen, den sie mit großer Begierde essen; den Thran brennen sie in ihren Lampen; aus den Gedärmen machen sie Fenster und Vorhänge, und so glauben sie, es fehle ihnen weiter nichts zu einem angenehmen Leben. Sie schlafen des Nachts auf Pritschen, aber sie schlafen doch gut, denn von Betten wissen sie nichts; sie wohnen in stinkenden Hütten; und sie sehnen sich nach keinen bessern Wohnungen, denn sie kennen sie nicht.

Ihre Sommerwohnungen nennen sie Zelten; da müßt ihr euch aber keine Zelten vorstellen, wie sie unsere Soldaten führen; denn sie bestehen aus nichts als Stangen, die in die Erde gesteckt, oben zusammen gebunden und mit Seehund- oder Rennthierfellen behangen sind. Nicht nur diese Zelten, sondern auch die Winterwohnungen, müssen die Weiber bauen, und sie suchen sich gemeiniglich eine hohe Lage dazu aus, damit das Schneewasser desto schneller abläuft. Die Weiber sind auch ihre Fleischer oder Abdecker und Gerber, denn nur sie, nicht die Männer, ziehen den Seehunden und Rennthieren die Felle ab, und gerben sie. Ferner werden die Weiber als Ruderknechte auf den Booten gebraucht, und dann müssen sie erst noch alle weibliche Arbeiten in der Küche verrichten. Sie spielen daher eine nicht unbedeutende Rolle unter den Grönländern.

Karl. Da werden also die Damen nicht Zeit haben, sich zu putzen und Staat zu machen, wie Mamsell Lottchen.

Vater. Bitte sehr um Verzeihung! zum Putzen finden die Damen allenthalben Zeit. Du solltest nur die Grönländerinnen mit ihren Glasperlen an Hals, Ohren und Armen, mit ihren Säumen um ihre Kleider, und ihren zierlich ge-

flochtenen Haarzöpfen, nebst ihren schwarz durchnäheten Backen sehen.

Lottchen. Durchnähete Backen?

Vater. Ja! — Soll nämlich der Putz vollkommen seyn, so müssen sie am Kinn, an den Backen, an Händen und Füßen mit einem durch Ruß geschwärzten Faden durchnähet seyn. Davon bleibt, wenn der Faden wieder herausgezogen wird, die Haut so schwarz, als ob sie einen Bart hätten. Diese ziemlich schmerzhafte Operation verrichtet die Mutter an der Tochter schon in ihrer Kindheit, und um alles in der Welt würde sie das nicht unterlassen, weil sonst das Mädchen gewiß keinen Mann bekommen würde.

Zu Tische! zu Tische! rief hier die Mutter.

Ja wohl zu Tische, sprach der Vater, denn ich habe mich heute ganz müde geredet. Und dann müssen wir uns bis morgen zu einer weiten Reise bis an die südliche Spitze von Amerika bereiten.

Zu Tische! zu Tische! riefen alle Kinder, und rückten die Stühle.

Achter Abend.

Die Patagonier.

Eine südamerikanische Nation.

Ein Riese, meine Kinder, ein Riese! Seht ihr ihn hier den langen Herrn Philister, der wenigstens einen oder zwei Köpfe größer ist, als die Eskimos und Grönländer? Der große Kerl ist übrigens ganz nackt, und hat bloß um den Leib

eine

eine ungegerbte Thierhaut geschlagen, ob es gleich in seinem Lande entsetzlich kalt seyn soll.

Die Kinder. Aus welchem Lande ist er denn?

Vater. Ei nun, aus Patagonien. Ihr wißt ja doch, wo Patagonien liegt?

Karl. Da unten im südlichen Amerika, an der magellanischen Meerenge, an der äußersten Spitze vom festen Lande.

Vater. Ich hätte aber nicht sagen sollen, die Patagonier seyen Riesen; denn man sieht ja auch unter uns manche Leute, die einen Kopf größer sind, als andere; und dann ist es noch lange nicht bewiesen, daß alle Patagonier so groß sind.

Es ist sonderbar, lieben Kinder, daß man von den vielen Reisenden, welche durch Magellans Strasse schifften, noch immer nichts zuverläßiges über die Patagonier hat erfahren können. Soll ich euch sagen, was die ältern Reisenden von ihnen erzählen? — Nun es sey!

Einige unter ihnen versichern, sie hätten den Fuß eines Patagoniers gemessen, und viermal größer gefunden, als den unsrigen; sein Körper, behaupten sie, sey über neun Fuß hoch.

und alle übrigen Theile des Leibes in gleichem Verhältniß gewesen. Andere erzählen, sie seyen von den Patagoniern mit Steinen angegriffen worden: da hätten sie nun Feuer auf sie gegeben, und vier oder fünf seyen gefallen, die alle um einen Kopf größer gewesen seyen, als sie. Ein andermal, sprechen sie wieder, da etliche Matrosen sich zu weit vom Schiffe entfernt hatten, sey ein Trupp Riesen aus dem Holze gekommen, hätten sie unversehens überfallen und auf eine unmenschliche Art zerrissen. Ein holländischer Admiral, Namens Spielberg, sagt, er habe auf der Küste von Patagonien zwei Menschen von Riesengröße gesehen, die auf einen Felsen geklettert seyen, um seine Flotte zu beobachten, und diese seyen nachher an das Ufer herab gekommen, wo sie von allen seinen Leuten auf das deutlichste gesehen wurden. Ein Schifffaktor behauptet, er habe Gräber dieser Wilden besucht, und Menschengerippe gefunden, die eilf Fuß lang waren.

Seht, liebe Kinder, so sprechen die ältern Reisenden, die neuern Seefahrer aber, wie z. B. Byron, Wallis, Cook ꝛc. sagen blos, es seyen die Patagonier Leute von ansehnlicher Länge, aber nichts weniger als Riesen. Das wol-

len wir denn nun auch vor der Hand glauben, bis wir der Sache dereinst völlig auf den Grund kommen.

Die Patagonier sollen ziemlich gutmüthige und verträgliche Menschen seyn. Da hört man keinen Streit, keine Zänkereien, wie bei gewissen kleinen Leuten in Deutschland, die ....

Lottchen. O wir wissen schon, wenn Sie meynen. Aber lassen Sie uns nur groß werden, wie die Patagonier ....

Vater. Und vernünftig nach Verhältniß des Körpers. — Nun, ich will es wünschen und glauben. Genug, die Patagonier sind friedliebende Leute; aber deswegen lassen sie sich von ihren Feinden doch nicht hudeln, sondern wenn sie angegriffen werden, so schlagen sie sich wie die Löwen, und geben niemals Quartier. Sie haben keine beständigen Häuser, sondern machen sich Hütten von Fellen, die sie nach Belieben von einem Orte zum andern tragen. Man sagt, die Patagonier seyen weiß, wie die Europäer, sie entstellten aber ihren Körper und veränderten ihre Gesichtsfarbe durch gar wunderbare Malereien.

Ihr Land ist übrigens kein armes Land. Zwar ist der Boden voll Moräste, und beinahe

gar nicht angebaut; es grasen aber auf demselben wilde Pferde und Hornvieh in unermeßlichen Heerden.

Hätten wir nur in Europa einen Theil ihres Landes und ihres Viehes; es würde bald kein Moraſt mehr zu sehen seyn, bald würden die Stiere den Pflug und die Pferde Wagen ziehen lernen; sie würden nicht mehr unter freiem Himmel, sondern in schönen Ställen leben, und im Winter wenigstens besseres Futter haben, als in ihren Moräſten.

Karl. Dieß alles könnte auch in ihrem Lande geschehen; sie dürften mich nur zu ihrem Könige machen; es sollte bald ganz anders werden.

Alle. Vivat! Es lebe seine Majestät der König von Patagonien! Karl der Erste, hoch!

Neunter Abend.

Die Pescheras.

Eine südamerikanische Nation.

Heute, meine Kinder! müssen wir mit einander über die magellanische Meerenge, auf das Feuerland, schiffen, wo eine elende Gattung von Menschen lebt, Namens Pescheras. Sie haben keine andere Kleidung, als ein Stück Rob-

benfell, das ihnen kaum bis auf die Hälfte der Lenden herabreicht, und oben die Schulter bedeckt. Da seht den Menschen nur einmal an: Hände, Arme, Füße und Schenkel sind ganz unbedeckt, und ihr könnt nicht glauben, wie kalt es in dem fürchterlichen Feuerlande ist. Auf der Nordseite zumal, sieht man nichts als hohe Gebirge und Thäler mit Schnee angefüllt, ohne einen einzigen Grashalm. Die Ostseite soll zwar etwas milder seyn; da sind doch wenigstens Gras und Bäume, und einige fruchtbare Thäler, doch selbst mitten im Sommer ist euch in der Nacht eine Kälte zum Erfrieren.

Nein! unter den Pescheras möchte ich nicht leben, wenn sie mir auch ihre ganze Insel schenken wollten. Die Menschen sind da so unfreundlich als ihr Land. Schon der Geruch dieser Leute ist eckelhaft; sie stinken euch, daß es nicht auszuhalten ist, nach Thran und faulem Robben- oder Seehundfleisch, welches ihre leckerhafteste Nahrung ausmacht. Nichts ist elender, als ihre Hütten. Es bestehen dieselben aus einigen dürren Zweigen, die sie zusammen binden, und mit einigen Robbenfellen behängen. Ihr ganzes Geräthe besteht in wenigen geflochtenen

Körben, Bogen und Pfeilen, und einem langen Haaken von Knochen, an eine Stange gebunden, womit sie die Schnecken zu ihrer Nahrung von den Felsen ablösen.

Ihre Kähne machen sie von Baumrinden, die sie über Stäbe von Holz ziehen. Wie sie es aber anfangen, daß das Wasser nicht eindringt, das kann ich euch nicht sagen. An das eine Ende dieser Kähne wird Erde geschüttet, und auf der Erde, Sommer und Winter, Feuer angeschürt, damit sie sich daran wärmen und die große Kälte auf dem Meere ertragen können.

Auf der östlichen Küste des Feuerlandes leben die Einwohner aber schon etwas bequemer; dort haben sie wenigstens Pferde zum Reiten und reichlichere Nahrung von der Jagd; auch sind sie besser gekleidet.

Seht, meine Kinder, so sieht es auf dem Feuerlande aus. Welches unter euch will König oder Königin der Pescheras werden?

Alle. Keines, Keines!

Vater. Wir lassen ihnen gerne ihre Schnecken und ihren Seehundsbraten, und begnügen uns mit unsrer deutschen Hausmannskost in ei-

nem warmen Stübchen, und in warmen und bequemen Kleidern.

Wohl uns, daß Gott uns nicht auf dem Feuerlande geboren werden ließ! Wenn so der Wind und das Schneegestöber in kalten Winternächten an unsere Fenster stürmt, so lachen wir dazu, und freuen uns auf unser weiches und warmes Bette; wie würde es uns aber ergehen, wenn wir nichts hätten, als eine elende halb offene Hütte, mit einigen Robbenfellen bedeckt?

Zehnter Abend.

Die Neuſeeländer.

Eine auſtraliſche Nation.

Heute, meine Kinder, haben wir eine weite Reiſe mit einander zu machen; wir müſſen nämlich von dem Feuerlande bis Neuſeeland über die Südſee ſchiffen. Seht ihr hier auf der Karte die beiden großen Inſeln, wo der 170ſte Grad der Länge den 40ſten Grad der ſüdlichen Breite durch-

schneidet. Nun gut! das ist Neuseeland. Die südliche Insel ist voll undurchdringlicher Wälder und hoher Berge, die auf ihrem Gipfel das ganze Jahr mit Schnee bedeckt sind; auch ist die Fruchtbarkeit sehr geringe; weit besser aber ist hier die nördliche Insel; da ist die Luft milde, die Berge sind niedrig und der Boden fruchtbar; hier also wollen wir landen, und ein wenig sehen, was die Einwohner machen, ob es ihnen besser geht, als den Patagoniern und Feuerländern, und ob wir Lust hätten, unsere Wohnung dort aufzuschlagen.

Fürs erste muß ich euch aber gleich sagen, daß es hier Hundebraten gibt . . . .

Die Kinder. O dann mögen wir schon nicht nach Neuseeland; das muß ein trauriges Land seyn. Nein! da loben wir uns Europa.

Vater. Nun, nun, es gibt schon auch anderes Wildpret, nur kann man es nicht immer haben; die Hunde sind blos zum Aushelfen. Ueberdem werden auf Neuseeland auch viele Fische, Meerkrebse und dergleichen gespeißt; wie aber sonst die Küche beschaffen ist, das kann ich euch nicht sagen. In andern Sachen sind zwar die Neuseeländer ziemlich geschickt; ich zweifle aber, daß es gute Köche unter ihnen gebe.

Die Kinder. Ja, daran zweifeln wir auch. Aber sagen Sie uns doch, worin ihre Geschicklichkeit besteht?

Vater. Worin sie besteht? Fürs erste machen sie gar große und zierliche Kähne, wovon mancher hundert Menschen fassen kann. Diese Kähne sind mit durchbrochener Arbeit und mit Franzen geziert, und sehr bequem eingerichtet.

Karl. Da müssen sie also auch eiserne Werkzeuge zum Segen, Hobeln und Bohren haben; denn wie wollen sie denn sonst durchbrochene Arbeit in ihre Kähne machen?

Vater. Sie haben Hobel, Meisel und Aexte von einem harten schwarzen Stein, oder von grünem Talkstein, oder auch von Jaspis; von Sägen aber weiß ich nichts. — Außer den Kähnen verzieren sie auch bisweilen ihr Hausgeräthe mit Schnitzwerk; ihre Häuser selbst aber sind beinahe wie Hundeställe, nur nach Verhältniß größer. Da stecken sie euch ein Paar Stangen in die Erde, binden sie oben zusammen, stopfen die Wände mit Heu aus, und so sind sie fertig. Zum Eingang lassen sie ein kleines Loch, durch welches man auf Händen und Füßen hinein kriechen muß, und nicht weit davon noch ein Loch, welches das Fenster und den Schlot zugleich

vorstellt, denn der Feuerheerd ist in der Mitte des Zimmers, und der Rauch hat keinen andern Weg. Der Fußboden ist mit Stroh bedeckt, auf welchem sie schlafen. Daß es in solchen Palläſten gar oft ein kleines Feuerwerk gibt, könnt ihr euch vorstellen. Aber was hat es zu bedeuten? geräth eine Hütte in Brand, so kriechen sie mit ihren erbärmlichen Habseligkeiten geschwind heraus, und bauen sich den Tag darauf wieder eine andere. Alles, was sie haben, besteht in ihren schon genannten Werkzeugen, einem Spaten von Holz, einigen Gefäßen, und einem vierzehn bis funfzehn Fuß langen Speer, der einen scharfen Knochen an der Spitze hat. Hierzu kommt dann noch ein Degen, und vermuthlich auch Bogen und Pfeile.

Die Neuseeländer sollen sehr viel auf den Putz halten, und wißt ihr, worin derselbe besteht? Erstlich in einem Kleide von einem Zeug, den sie aus den Blättern der Schwertlilie flechten. Vermuthlich wird es also aussehen, wie bei uns die Bastdecken. Dieses Kleid besetzen sie zum Staat mit langen Streifen von Hundefellen; dann schmieren sie sich ihre schwarzen Haare recht tüchtig mit Oehl ein, binden sie auf dem Kopf in einen Schopf und stecken ein Paar bunte Federn

hinein. In ihre Ohren machen sie sich ungeheure Löcher, worein sie Federn oder Knochen von Vögeln, oder Läppchen von Tuch, oder Meisel von Talkstein hängen, oder auch die Zähne von ihrem verstorbenen Vater; kurz, alles, was ihnen schön deucht, oder lieb ist. Manche durchstechen sich auch den Knorpel an der Nase, und stecken Federn durch. Dabei tragen sie Arm- und Fußbänder aus Knochen von Vögeln, und bemalen sich den ganzen Körper mit rother Oehlfarbe, auf welche sie große schwarze Flecken machen, die sie für sehr schön halten, die ihnen aber ein ganz abscheuliches Ansehen geben. Und dabei stinken sie nach Oehl und Farbe, daß es einem Europäer ganz übel dabei wird. Die Weiber gehen übrigens eben so gekleidet, wie die Männer; man unterscheidet sie aber gleich durch ihre sanfte Stimme. Nächstdem haben die Männer einen starken schwarzen Bart, und sind beinahe durchaus große, starke und fleischige Leute.

Die Reisenden versichern, daß die Neuseeländer unter sich sehr liebreich mit einander umgehen; in ihren Kriegen aber sollen sie wahre Teufel seyn. Ehe sie den Feind angreifen, wird Musik gemacht, der Schlachtgesang gesungen und der Kriegstanz getanzt, der mit einer abscheulichen Ver-

drehung der Glieder und der Gesichtsmuskeln begleitet ist. Dann sehen sie ihr Tempo ab, fallen über den Feind her, machen nieder, was sie können, und was ihnen lebendig in die Hände fällt, das schlachten und fressen sie.

Karl. Also wieder ein Menschenfresservolk! die Hunde wollte ich ihnen noch hingehen lassen; aber Menschen zu verzehren, das ist zu arg. Gott bewahre uns vor den Neuseeländern.

Lottchen. Nur getrost! was sie jetzt sind, das werden sie nicht immer bleiben. Durch den Umgang mit gesitteten Nationen verlieren sich bald solche barbarische Gewohnheiten. Nicht wahr, lieber Vater?

Vater. Allerdings! und es ist zu hoffen, daß nach und nach alle wilden Völker sanftere Sitten annehmen, und die ganze Erde so gebildet werden wird, wie es schon jetzt Europa ist. Darüber werden aber noch viele Jahrtausende hingehen, und viel tausend Menschen von ihren Mitmenschen gebraten werden.

Eilfter Abend.

Die Neuholländer.

Eine australische Nation.

Wir setzen heute, meine Kinder, unsere Reise in Australien vollends nach Neuholland fort.

Nehmt einmal die Karte; seht! hier liegt es. So klein es auch auf der Karte aussieht, so ist Neuholland doch über 162 tausend Qua-

dratmeilen groß. Aber, liebe Kinder, es ist, so weit man es kennt, ein schlechtes, dürres und unfruchtbares Land, wenigstens an der Küste, denn in das Innere ist noch kein Europäer gekommen.

Wollt ihr die Einwohner kennen lernen, so werft einmal einen Blick auf unsere Abbildung. Seht ihr hier den schwarzen, mit weißen Streifen bemahlten nackten Kerl, mit seinem Schild in der einen und seinem Degen in der andern Hand? Nun gut! das ist ein Neuholländer. Sie sind alle schwarz, aber nicht so pechschwarz wie die Neger in Guinea; auch haben sie keine Wurstlippen und platte Nasen; wohl aber ein krauses wollichtes Haar, das sie mit Fett und rother Farbe einschmieren. Auf diese Weise machen sie ihren dicken Bart außerordentlich eckelhaft. Nun denkt euch noch ihr schwarzes Gesicht, mit weißer Farbe angestrichen, und ihren Leib mit weißen und rothen Streifen bemahlt, so werdet ihr finden, daß ein Neuholländer in den Augen eines Europäers abscheulich aussehen muß. Noch nicht genug, sie bohren sich ein Loch durch die Nase, und stecken einen Finger dicken Knochen hindurch, vor dem sie gar nicht schnaufen können; sie müssen daher beständig den Mund offen halten, und

dadurch

dadurch bekommen diese ohnehin häßlichen Figuren auch noch ein dummes, einfältiges Ansehen. Sie sollen aber auch wirklich nur sehr wenig Verstand haben. Gibt man ihnen etwas, so begaffen sie es ganz gleichgültig, und nehmen es an, ohne die geringste Freude darüber zu bezeugen. Sie scheinen gar nicht zu wissen, was ihnen gut ist, und wie viel ihnen noch fehlt. In den Künsten der andern wilden Völker sind sie noch außerordentlich weit zurück. Ihr glaubt vielleicht, sie verfertigen eben so zierliche Kähne, wie die Neuseeländer? Nichts weniger; ihre Fahrzeuge werden bloß aus Baumrinde gemacht, die sie von einem ganzen Baum abschälen, oben und unten fest zusammen binden, und in der Mitte mit Stöcken aus einander spreitzen. Mit solchen Kähnen können sie natürlich nicht weit in die See fahren, und nichts bedeutendes vornehmen, weil sie gleich umschlagen. Deswegen ist auch ihr Fischfang unbedeutend, und beschränkt sich bloß auf kleine Fische, Muscheln und andere Schalthiere, welche ihre ganze Nahrung ausmachen; denn von dem Feldbau wissen sie nichts; auch sagen die Reisenden nicht, daß sie auf die Jagd gehen oder zahmes Vieh halten. Sie führen daher ein gar elendes Leben. Ihr Aufent-

halt sind hohle Bäume, die sie selbst durch Feuer aushöhlen; finden sie keine dicken Stämme, die zu einer Wohnung tauglich sind, so machen sie sich Hütten von Stecken, die sie in die Erde stecken und mit Zweigen bedecken. In der Mitte ist dann der Heerd, worauf sie kochen, wie bei den meisten wilden Völkern.

Haben sie denn einen Feuerstahl, Feuersteine und Schwefelhölzchen, daß sie sich Feuer schlagen können? fragte Julchen.

Ei nichts weniger, antwortete der Vater. Sie nehmen zwei dürre Stücke Holz, das eine dünn, wie ein Stecken, das andere ein wenig flach. Nun stellen sie das dünne Stück auf das andere, drehen es in ihren Händen wie einen Quirl geschwind herum, und fahren so lange fort, bis das Holz anfängt zu glimmen, alsdann umwickeln sie es mit einer Handvoll dürres Gras, und laufen damit fort, bis durch den Zug der Luft der Büschel Heu in Flammen geräth. Haben sie nun einmal Feuer, so unterhalten sie es.

Alle ihre Habseligkeiten bestehen aus einem Wassergefäße aus Baumrinde, aus einem Beutel, den sie aus Garn zusammen knüpfen, aus Angelhaaken und Angelschnüren, die sie so ziemlich

gut aus Muschelschalen verfertigen; hierzu kommen dann noch ihre Waffen; nämlich eine sechs bis funfzehn Fuß lange Lanze, mit vier Zinken, die mit Knochen oder Fischgräten besetzt sind, und ein Schild aus Baumrinde; auch ein Schwert aus hartem Holze. Auf der südlichen Spitze des Landes haben sie aber anstatt der Lanze blos einen langen Stock, dessen Spitze im Feuer gehärtet wird.

Lottchen. Diese Leute müssen in der That ein sehr armseliges Leben führen. Wenn ich sie mir nun auch klein und verwachsen denke, wie die Lappländer ....

Vater. Nichts weniger! Sie sind groß und ansehnlich von Person; aber ihre Unreinlichkeit, ihr stinkendes Haar, ihr häßlich bemahlter Körper, dieß alles macht sie eckelhaft; und durch die Hals- und Armbänder von Muscheln, womit sie sich auf der östlichen Küste zu verschönern suchen, werden sie nicht viel angenehmer. Auf der südlichen Küste haben sie nicht einmal diesen Putz. Da stechen sie sich Linien nach mancherlei Richtungen in die Haut, und das ist ihr ganzer Schmuck.

Doch wir wollen uns nicht länger auf den öden, schlechtbevölkerten Küsten dieses Landes auf-

halten. Vielleicht entdeckt man dereinst noch in dem Innern etwas besseres. Wirklich haben die Europäer, besonders die Engländer, schon Kolonien dort angelegt. Sind diese einst zahlreicher, so werden sie schon weiter in das Land dringen, und vielleicht manches gewahr werden, was man bis jetzt noch nicht ahndet.

Zwölfter Abend.

Die Javaner.

Eine ostindische Nation.

Die armseligen Neuholländer, sprach der Vater, als sich alle Kinder um ihn her versammelt hatten, sind nicht der Mühe werth, daß man sich länger bei ihnen aufhalte; also nur schnell zu Schiffe, und hier über den indianischen Ocean nach der Insel Java.

Der Vater hatte die Weltkarte mitgebracht. Seht, sprach er, die Insel Java liegt auf der Karte ziemlich nahe bei Neuholland; wir werden aber doch hundert und funfzig bis zweihundert deutsche Meilen dahin haben; unsere Schifffahrt würde also wenigstens vierzehn Tage, vielleicht auch noch länger auf einem gemeinen Schiffe dauern; wir schiffen uns aber auf dem Luftschiffe der Einbildungskraft ein, und da sind wir in einem Augenblick an Ort und Stelle.

Seht, Kinder, seht, wir landen schon! da kommt uns ein Javaner entgegen. Er ist nackt und hat bloß eine Art Rock oder Schurz um die Lenden geschlagen; er ist nicht schwarz, wie die Neuholländer, sondern schwarzgelb; er ist nicht so groß, wie die Patagonier, sondern von mittlerer Größe; er hat ein breites Gesicht, eine platte Nase, runde kleine Augen, hochaufgeblasene Backen und eine Art Mütze auf dem Kopf. Der Mann steht ganz nachdenklich da; ich habe große Lust, ihn anzureden, denn ich verstehe ein wenig seine Sprache:

Schönen, guten Abend, Herr Javaner, was macht er denn hier so einsam am Meere.

Javaner. "Ei nun, ich sehe, was es neues auf der See gibt, und dann bin ich gesun-

nen, mich ein wenig zu baden, denn Mannsperſonen und Frauenzimmer baden ſich bei uns des Tages wenigſtens einmal.„

Vater. Das iſt ſehr lobenswerth; denn die Reinlichkeit iſt eine ſchöne Tugend. Beinahe ſollte ich glauben, die Herrn Javaner beſchäftigen ſich auch viel mit ihren Zähnen; denn meine Tage habe ich keine ſo gleiche und reine Zähne geſehen.

Javaner. „Das iſt gewiß; wir feilen oder wetzen ſo lange daran, bis alle ſcharfen Ecken verſchwunden ſind, und dann kein Zahn mehr vor dem andern hervorſteht. Auch machen wir mitten über die ganze Reihe weg eine tiefe Rinne, die mit dem Zahnfleiſch parallel läuft; denn auf ſolche Art nimmt ſich das Gebiß viel ſchöner aus.„

Vater. Nun, das wüßte ich eben nicht. — Habt ihr denn aber auch mit euern zierlichen Zähnen auf eurer Inſel etwas zu nagen und zu beißen?

Indianer. „Ei das wollte ich glauben! Wenn Sie uns die Ehre Ihres Beſuchs ſchenken wollen, ſo ſollen Sie mit Reis, Wurzeln, Fiſchen, auch Büffelfleiſch, Federvieh und Obſt, auf das das Beſte bewirthet werden.„

Vater. Ja, lieber Mann, das wäre recht gut! wir sind aber auf unserer Reise um die Welt zu gar stinkenden Nationen gekommen, und ich muß bekennen, wir halten auf unsere Nase wenigstens eben so viel, als ihr auf eure Zähne.

Indianer. "Nehmen Sie mir es nicht übel, mein Herr Europäer; es riecht in unsern Häusern weit besser, als in den Ihrigen. Auch bei dem gemeinsten Manne wird wohlriechendes Holz und Harz verbrannt, und dann sehen Sie beständig die schönsten Blumen in und um unsere Wohnungen."

Vater. Nun, das ist mir recht lieb. Vermuthlich gibt es gute Gärtner unter euch?

Indianer. "Allerdings! Sehr viele unter uns leben von der Gärtnerei, und handeln mit Obst und Blumen. Wir bauen besonders viel Betel und Areka."

Vater. Was ist denn das?

Indianer. "Der Betel ist ein Rankengewächse, welches mit der Arekawurzel und ein wenig Kalk in den Mund genommen und gekauet wird. Die vornehmen Leute, besonders aber die Frauenzimmer, mischen auch Kardomum und andere Gewürze darunter, damit sie einen wohlrie-

chenden Athem bekommen. Man hält bei uns auch viel auf das Opium, welches wir unter unsere Getränke mischen, wenn wir gern ein Räuschchen hätten; denn das Opium berauscht, wie sie wohl wissen werden, und nach dem Rausch erst kommt der Schlaf.„

Vater. Ja, ich habe das gehört. Auch hat man mir gesagt, daß ihr ein gar sanftmüthiges gutes Völkchen seyd.

Indianer. „Glauben Sie das ja nicht! Ich muß ihnen zur Schande meiner Landsleute bekennen, daß sie meistens falsche und boshafte Leute sind. Im Zanke gehen bei uns nicht selten Mordthaten vor, und wenn einer verwundet wird, so rennt er sich lieber das Gewehr seines Feindes noch tiefer in den Leib, nur damit er ihm auch eine Wunde beibringen kann. Man gibt uns auch im Ganzen einen ungeheuern Stolz, einen schmutzigen Geiz und eine Neigung zu allen Wollüsten schuld; aber das muß man uns lassen, daß wir sehr genügsame Menschen sind, und einen unerschütterlichen Gehorsam gegen unsere Vorgesetzten beobachten.„

Vater. Nun, das ist noch gut. Und dann lehrt ja die christliche Religion ....

Indianer. "Ei was, wir sind ja keine Christen; wir sind Muhamedaner, und dabei noch ein wenig Heiden. Indessen predigen uns doch unsere Imans genug von unsern Lastern vor; sie machen aber aus uns eben so wenig gute Muhamedaner, als eure Pfarrer aus euch gute Christen."

Vater. Betrübt genug! betrübt genug! Doch wir dürfen uns hier nicht länger verweilen. Gott befohlen also, mein wertheſter Herr Javaner.

Indianer. "Ist Ihnen dann nicht gefällig, mich in meiner Behausung mit Ihrem Besuch zu beehren?"

Vater. Großen Dank! wir haben eine weite Fahrt, erst nach Celebes und dann nach dem festen Lande von Asien vor; und wir möchten nicht gerne zu lange unterwegs verweilen.

Indianer. "Leben Sie also wohl, glückliche Reise!"

Dreizehnter Abend.

Die Amboiner und Macassaren.

Ostindische Nationen.

Seht doch nur, sprach der Vater, als die Kinder sich gesetzt hatten, mit welchem geputzten Herrn wir es heute zu thun haben. Sein Gesicht ist zwar ein wenig schwarz; aber unter dem Kamisol von Silberstoff nimmt es sich, ungeachtet

der rothbemahlten Augenbraunen, nicht übel aus. Auf seinem Kopfe sitzt eine Art Mütze oder Turban, mit Juwelen geschmückt; ein Stück reicher Zeug mit goldenen Blumen hängt über seine Schulter, und in seiner Hand trägt er ein Schwert, unten mit einem Büschel Haare versehen, welches man in jenen Gegenden einen Krid nennt.

Der Unterschrift nach, meine Kinder, ist der Mann ein Bewohner der Insel Amboina; er sieht aber, seiner Kleidung nach, mehr einem Macassaren ähnlich; denn so nennt man die Bewohner der Insel Celebes oder Macassar.

Sind denn die Amboiner anders gekleidet? fragte Karl.

Vater. Man versichert, sie laufen beinahe ganz nackt umher, und tragen bloß einen Schurz um die Lenden. Die Weiber aber und die Priester sollen bekleidet seyn. Die Amboiner sind übrigens auch nicht schwarze, sondern kupferfarbige Mohren. Die Macassaren hingegen sind schwärzlich und lieben die Kleiderpracht.

Lottchen. Wo in aller Welt bekommen sie denn die Kleider her? Können denn die Wilden goldene und silberne Stoffe weben?

Vater. Ach, liebes Lottchen, wir sind jetzt nicht mehr bei rohen Wilden; wir sind in Ostindien, wo man eben so künstliche Arbeiten verfertiget, wie bei uns. Trägst du denn nicht selbst ostindische Kleidungsstücke? Dein Madrashalstuch ist in Ostindien gewebt worden. Die feinsten Zitze und Baumwollenzeuge kommen aus Ostindien; die kostbarsten Teppiche uud dergleichen aus Persien. Ich will zwar nicht behaupten, daß dergleichen Zeuge von den Macassaren selbst verfertiget werden; aber es wird auf dieser Insel ein sehr starkes Verkehr mit den Bewohaern des festen Landes von Indien, mit den Chinesen und Europäern getrieben, von denen sie wahrscheinlich ihre kostbaren Kleiderzeuge eintauschen.

Karl. Da müssen sie aber doch recht viel Geld haben.

Vater. Ach, die Kaufleute verlangen gar kein Geld. Auf Macassar gibt es brav Edelsteine, Gold, Reis, Wachs, Sandelholz und die beste Baumwolle in ganz Indien. Da wird nun getauscht und folglich ein doppelter Profit gemacht; denn alle diese Waaren werden mit gros. serm Vortheil anderwärts gegen baares Geld umgesetzt. Ich sage aber nicht, daß es deshalb auf

der Insel Macassar an Geld fehle. Wie dem nun sey, die Macassaren gehen zum Theil prächtig gekleidet, und ich denke immer, der Mann, den wir hier vorgestellt sehen, ist ein Edelmann; denn ihr müßt wissen, daß es auf der Insel Macassar auch Edelleute gibt; und diese leben euch nicht schlecht. Sie trinken Thee, Kaffee, Chokolade, auch Wein, wenn sie in der Stille welchen bekommen können; denn öffentlich dürfen sie keinen trinken, weil sie Muhamedaner sind.

Die Kinder. Was, die Muhamedaner dürfen keinen Wein trinken? Warum denn?

Vater. Weil er ihnen in dem Koran (so nennt man ihre Bibel) verboten ist. Deswegen aber berauschen sie sich aber doch oft so sehr, daß sie ihrer Sinne gar nicht mehr mächtig sind.

Lottchen. Und womit denn?

Julchen. Ich weiß es, mit Opium, wie die Javaner.

Vater. Getroffen! mit Opium berauschen sie sich, und dadurch wird ihre kriegerische Wildheit so vermehrt, daß sie den augenscheinlichsten Tod nicht mehr scheuen, sondern sich mit dem Krid in der Hand unter die dichtesten Haufen ihrer Feinde stürzen.

Doch um wieder auf den Putz der Macaſſaren zu kommen, ſo muß ich euch ſagen, daß ſie ſich auch oft ihre beinernen guten Zähne herausreißen, und goldene oder ſilberne dafür einſezzen laſſen.

Karl. Das thun aber gewiß nur eitle Weiber und Mädchen. Nein! meine Zähne ließe ich mir nicht ausreißen, wann ich auch gleich einen ganzen Mund voll goldene dafür haben könnte.

Vater. Du irrſt dich ſehr, mein lieber Karl; die macaſſariſchen Frauenzimmer machen viel weniger Staat als die Männer. Sie tragen bloß ein nettes Kleid von blendend weißem Muſſelin, das mit einem goldenen Gürtel unter der Bruſt zuſammengebunden wird. Ob auch die Weiber Arm- und Ohrenringe haben, weiß ich nicht; die Männer aber tragen ſie ganz gewiß.

Es ſind die Macaſſaren übrigens eine ſehr kriegeriſche Nation; die jungen Leute werden ſchon ſehr frühzeitig durch eine harte männliche Erziehung zu guten Kriegern gebildet, vor welchen ſich ſelbſt die Europäer ſcheuen. Meiſtens ſind es große ſtarke Leute, die mit den Waffen vortrefflich umzugehen wiſſen, und muthig ſind wie die

Löwen. An Gelegenheit zum Krieg fehlt es ihnen nicht, denn ihre Insel ist in mehrere Staaten abgetheilt, deren Regenten selten ganz einig mit einander leben. Da liegen sie sich nun in den Haaren, wie unsere europäischen Heere, und sind um nichts klüger noch besser.

Doch genug für heute! Wir kommen morgen auf das feste Land von Asien, wo wir lange genug Stoff zum Erzählen finden werden.

Vierzehnter Abend.

Die indischen Moguln.

Eine südasiatische Nation.

14.

Mogul.

Wir wenden uns von der Insel Celebes nunmehr westlich nach Hindostan, wo wir die Hindus und Mongolen oder Moguln finden. Ihr müßt aber, meine Lieben, die indischen Moguln nicht mit den sinesischen verwechseln, die hier an den nördlichen Grenzen von Sina woh-

nen, und von denen ich euch ein andermal unterhalten will.

Betrachtet hier euer Kupfer, damit ihr euch zuerst eine Vorstellung von der Kleidung der Moguln macht. Sie tragen, wie ihr sehet, einen Turban. Alle Männer sind in lange Röcke, wie unsere Schlafröcke, gekleidet, die bis zu den Knöcheln herab gehen, oben glatt anliegen, unten aber sehr weit werden. Auf eurem Kupfer seht ihr aber nicht, daß unter diesem Oberrock eine Weste von seidenem oder baumwollenen Zeuge steckt, die bis auf die Hüften herrabreicht, und ihnen statt des Hemdes dient. Ihre Beinkleider sind oben sehr weit und in viele Falten gelegt, unten aber sind sie enge, und reichen bis auf die Ferse herab. Strümpfe tragen sie gar nicht; wohl aber Schuhe, in welche sie die bloßen Flüße stecken. Um den Leib ist ein Gürtel von rother Seide mit goldenen und weißen Streifen gewunden; zwischen dem Gürtel und dem Rocke wird der Dolch getragen; der Turban aber ist weiß mit goldenen Streifen.

Und wie gehen denn die Weiber gekleidet, fragte Lottchen.

Ganz anders, als die Männer, antwortete der Vater; von dem Gürtel bis an die Füße haben

sie bloß ein Stück Musselin um den Leib. Unter diesem Musselin tragen sie aber Hosen, wie ihre Herren Ehegemahle. Gehen sie aus, so haben sie noch überdieß einen Leibrock mit einer Binde und einem Schleyer. Ihre Haare aber binden sie mit langen Bändern ein, die hinten herabhangen. Dabei haben sie um den ganzen Rand der Ohren herum Ohrengehänge, und in dem Untertheile des linken Nasenlochs einen Ring. Ringe tragen sie, aber nicht nur an den Fingern, sondern auch an Armen und Beinen.

Nun diese Kleidung mag so übel nicht aussehen, sprach Lottchen; vermuthlich haben sie auch ein nettes Negligé?

Vater. Im Hause, meine liebe Tochter, gehen die Weiber mit dem ganzen Oberleibe bloß. Ob das sich bei ihrer olivenfarbenen Haut gut ausnehme, zweifle ich beinahe. Den Männern aber soll ihr braunes Gesicht, mit dem schwarzen Schnurrbart, recht gut stehen, und ein kriegerisches Ansehen geben.

Karl. Daß schöne Zeuge und andere künstliche Arbeiten in Indien und Persien verfertiget werden, haben Sie uns schon gesagt; vermuthlich sieht es daher auch in ihren Wohnungen so

übel nicht aus. Sie werden wohl Baumeister, Maurer und Zimmerleute haben.

Vater. Allerdings! Sie haben zum Theil prächtige Wohnungen mit flachen Dächern und Alltanen, auf denen man spazieren gehen kann. Die Reichen haben auch köstliche Gärten mit Teichen, Fischbehältern, Bädern. In ihren Zimmern lacht euch das kostbarste Hausgeräthe entgegen, persische Tapeten, sinesische, feinlakirte Möbeln, Porzellan, goldene und silberne Gefäße; und allenthalben sieht man wohlgebildete und prächtig gekleidete Sklaven und Slavinnen.

Merkt aber wohl, meine Kinder, daß ich nur von den Reichen und Vornehmen rede; denn die gemeinen Moguln haben auch ganz gemeine Häuser von Holz, Backsteinen oder Erde, mit Kalk und Kuhmist verkittet.

Karl. Ich sehe schon, daß die Mogolen uns Europäern wenig nachgeben. Sie müssen es in den Künsten und Wissenschaften wenigstens eben so weit gebracht haben, als wir.

Nun, da irrst du dich doch, sprach der Vater. Gewisse Künste, z. B. die Baukunst, verstehen sie zwar recht gut; aber in den Wissenschaften sind sie noch weit hinter uns zurück; doch haben sie auch einige Dichter und Geschichtschreiber,

und auf ihren Theatern werden Schauspiele aufgeführt. Im Umgang sind sie übrigens sehr höflich und artig. Ihr solltet nur sehen und hören, was sie für Komplimente schneiden . . .

Julchen. Sprechen sie denn auch französisch, wie bei uns die vornehmen Leute?

Vater. Nein, aber arabisch. Ihre eigene Sprache hat viele Aehnlichkeit mit der arabischen.

Wißt ihr denn auch, daß die Moguln alle Muhamedaner sind?

Karl. Folglich dürfen sie keinen Wein und Branntwein trinken.

Vater. Wein nicht, wenigstens nicht öffentlich; aber Arrak trinken sie genug. Auch machen sie noch ein anderes künstliches und berauschendes Getränke, dessen Namen ich nicht weiß, und lassen sich es gut schmecken. Im Essen aber sollen sie sehr genügsam seyn; ihre vornehmste Nahrung ist Reis . . . .

Es wird eben Fleisch, Fisch, Federvieh und dergleichen recht selten und theuer seyn, meinte Lottchen.

Nichts weniger, sprach der Vater, sie haben alles das in Ueberfluß und um die wohlfeilsten Preise; aber sie sind von Natur sehr genügsam. Auch fehlt es ihnen nicht an Geld; denn sie

treiben mit ihren Naturprodukten und mit allerlei Manufakturwaaren, die sie verfertigen, einen ansehnlichen Handel.

Nein, sprach das leckerhafte Lottchen, die gar viel auf eine gute Küche hielt, da mag ich doch nicht unter den Moguln wohnen. Alle Tage Reis und nichts als Reis, das wäre mir zuwider.

Nun, nun, so ist es nicht gemeint, sprach der Vater. Ich sagte ja nur, ihre vornehmste Nahrung sey der Reis. Glaubst du denn, sie würden sich auf die Viehzucht legen, wenn kein Fleisch bei ihnen gegessen würde?

Bei uns wenigstens wird heute keines gegessen, sprach die Muter. Mamsell Lottchen muß diesen Abend mit einer Suppe und gerösteten Potaken vorlieb nehmen.

Ach, das ist betrübt genug, seufzte Lottchen, und alle setzten sich zu Tische.

Funfzehnter Abend.

Die Bucharen.

Eine südasiatische Nation.

Auch bei den Bucharen — die rechts neben Turkomanien dem caspischen Meere gegen Osten wohnen — wird nur wenig Fleisch gegessen. Sie backen aber gutes Brod aus Waizen und Hirse, und zur Abwechslung delikate Med-

jünkuchen aus zerquetschten Mohnsaamen, Honig und allerlei Gewürzen, auch passirt manchmal eine Fleischpastete, die sie sich recht wohl schmecken lassen. Im Sommer haben sie dabei herrliches Obst, Kirschen, Aprikosen, Pfirschen, Granaten, Quitten, Pflaumen, Trauben, Melonen und nächstdem die besten Küchengewächse.

Die Bucharen essen, wie gesagt, nicht viel Fleisch; es fehlt ihnen aber deswegen nicht an Vieh. Sie haben Schafe, Ziegen, Ochsen und Kühe, und dann liefert ihnen auch die Jagd manchen guten Braten. Nächstdem stehen in ihren Ställen Pferde, Kameele und Esel, die ihnen bei ihrem außerordentlich starken Handel herrliche Dienste thun. Da gehen euch Züge von hundert bis zweihundert, ja oft von sechs- bis neunhundert Kameelen, die man Karavanen nennt, nach Orenburg, im russischen Königreich Kasan, und einen eben so starken Verkehr haben sie mit Indien, Persien, Sina und der Tartarei.

Karl. Und womit handeln sie denn?

Vater. Den Indiern führen sie ihre Pferde zu, und bekommen dagegen von ihnen Perlen, Gewürze, Smaragden, Hyazinthen und andere Waaren. Den Chinesen geben sie ebenfalls Pferde, auch Schafe und Esel, und bekommen dage-

gen von ihnen Silber und Rhabarber. Aus Persien holen sie Sammet, Saffran und dergleichen, und das alles führen sie, nebst ihren eigenen Manufakturwaaren, wieder den Russen zu. Da werden in Orenburg baumwollene und halbseidene Zeuge, rohe und gesponnene Baumwolle, ganz fertige gesteppte Schlafröcke, Lämmer, Felle, Rosinen, Edelgesteine, Goldsand, roher Salpeter, abgepackt, und alle diese Waaren finden reißenden Abgang. Damit nun die Kameele nicht leer nach Hause gehen dürfen, laden ihnen die Bucharen russische Tücher, Juften, Cochenille, Glaskorallen, Messer, Drath, Nähnadeln auf, die sie wieder in ihrem Lande verhandeln. Die gangbarsten unter allen Waaren sind aber bei den Bucharen die Weiber.

Lottchen. Ei was, sie werden doch ihre Weiber nicht verkaufen.

Vater. Ob sie solche, wenn sie sie haben, wieder verkaufen dürfen, das bezweifle ich; aber kaufen müssen sie sie alle. Wer eine Frau haben will, der muß sie dem Vater abhandeln, und wenn das Mädchen schön ist, so kostet sie viel Geld. Hat also ein Vater recht viel hübsche Töchter, so ist er ein reicher Mann; denn da mancher Buchar drei, vier und noch mehr Weiber

zugleich heirathet; so bleibt den Vätern so leicht kein Mädchen sitzen.

Karl. Bei den Bucharen ist also die Vielweiberei eingeführt, wie bei den Türken. Sind sie vielleicht auch Muhamedaner?

Vater. Ja freilich! Sie bekennen sich zur muhamedanischen Religion, und sind wenigstens eben so gebildet, wie die Türken; sie sind höflich im Umgang, haben eine schöne Sprache und gute Schulen. Man trifft Ackerbau und Manufakturen bei ihnen an, in welchen fleißig gearbeitet wird, aber mehr durch Sklaven, als durch sie selbst; denn die Bucharen sind meistens schwach an Kräften. Sie bezahlen daher für einen starken Sklaven funfzig bis hundert Dukaten; die ihnen bald wieder verdient werden. Solche Sklaven müssen auch meistens ihre Feldarbeit verrichten; denn sie bauen Reis, Weizen, Hafer, Bohnen, Linsen, Wicken, Hirse, wie wir. Sie dreschen aber das Getraide nicht, wie unsere Bauern, sondern sie breiten es auf einem runden Platze aus, und treiben das Vieh darauf herum. Die Körner werden also herausgetreten.

Wenn nun die Sklaven alles thun, fragte Ludwig, was thun denn die Herren?

Vater. Ei nun, wer reich genug ist, der pflegt der Ruhe; wer aber die Mittel nicht hat, der muß wohl sein eigener Sklave seyn, oder doch wenigstens selbst Hand mit anlegen. Und das thun die Bucharen auch ganz gerne; nur vor harten Arbeiten scheuen sie sich. Es gibt bei ihnen Schneider, Gerber, Schuster, Färber, Oehlschläger und noch viele andere Gewerbe, wie bei uns. Papier verfertigen sie aus Baumwolle und Maulbeerbaumbast, und aus der Menge schöner Baumwolle, die bei ihnen wächst, werden recht hübsche Zeuge gewebt. Und zwar von wem? Ihr glaubt sicherlich von ihren Sklaven; aber da irrt ihr euch, denn ihre Frauen und Töchter sind die Weber.

Damit bei den Männern die Arbeit desto lustiger gehe, so essen sie sich von Zeit zu Zeit ein Räuschchen ....

Lottchen. Wie so denn essen?

Vater. Sie machen sich Kuchen aus Opium und weiblichen Hanfblumen; die sie in heißer Asche schwitzen lassen, und mit Mehl und Milch zusammen kneten. Essen sie nun von diesen Kuchen, die sie Bang nennen, so bekommen sie eine Art von Rausch, wodurch sie so lustig werden, als ob sie Wein getrunken hätten. Der Wein ist,

wie euch wohl bekannt ist, allen Muhamedanern verboten. Man gibt den Bucharen aber doch Schuld, daß wenn sie unter der Hand welchen bekommen können, sie ihn für ihr Leben gern schnipsen. Erfahren das aber die Priester, so genade ihnen Gott. Ein einziges Gläschen Wein, zumal in der Fasten getrunken, kostet ihnen fünf und achtzig Hiebe mit einem derben ledernen Riemen auf den bloßen Hintern. Da möchte einem ja doch das Weintrinken vergehen!

Karl. Es wäre mir nicht leid. Der Herr Pastor wird sich schon abfinden lassen.

Vater. Ja wohl! Du bist nicht verbunden, die Streiche auszuhalten; du mußt aber dafür deinen besten Sklaven frei geben, oder zur Strafe eine Gesellschaft von sechzig Personen bewirthen.

Karl. Das ist immer noch schlimm genug; aber doch nicht so schlimm, als die Hiebe. Ist es denn eine so große Sünde, ein Gläschen Wein zu pokuliren? Da sind die geistlichen Herrn bei uns klüger, sie lassen uns unsern Wein ruhig trinken, und trinken ihn mit.

Vater. Auf die Beobachtung der Religionsgesetze wird bei allen Völkern strenge gehal-

ten, und das mit recht. Dagegen sind die Bucharen in andern Stücken desto ungebundener. —

Ich habe euch noch nichts von der Kleidung und der Wohnung dieser Leute gesagt, und ihr werdet doch begierig seyn, auch davon etwas zu erfahren. Da muß ich euch nun aber gleich erklären, daß nicht alle Bucharen sich so kleiden, wie hier auf unserm Kupfer. Meistens tragen sie einen Rock, der nur bis auf die Mitte der Schenkel herabreicht, und sehr weite Ermel hat. Zwikkelbärte haben sie alle; auch lassen sie unter der Lippe einen kleinen Bart stehen; die Kopfhaare aber werden abgeschoren, und der Kopf mit einer Mütze bedeckt.

Die Frauenzimmer sind groß, wohlgebildet, und zum Theil sehr schön; aber gelblich im Gesicht, wie die Männer. Sie kleiden sich auch beinahe auf eben dieselbe Weise; tragen aber Ohrengehänge, die beinahe einen Fuß lang sind und bis auf die Schulter herab hangen. Ihre schwarzen Haare werden in Zöpfe geflochten und mit schwarzen, mit Gold und Silber durchwirkten Bändern zusammen gebunden. Außerdem tragen sie oben auf dem Kopf große Büschel Seide mit Silber, und an dem Hals Perlengehänge. Männer und

wie euch wohl bekannt ist, allen Muhamedanern verboten. Man gibt den Bucharen aber doch Schuld, daß wenn sie unter der Hand welchen bekommen können, sie ihn für ihr Leben gern schnipsen. Erfahren das aber die Priester, so genade ihnen Gott. Ein einziges Gläschen Wein, zumal in der Fasten getrunken, kostet ihnen fünf und achtzig Hiebe mit einem derben ledernen Riemen auf den bloßen Hintern. Da möchte einem ja doch das Weintrinken vergehen!

Karl. Es wäre mir nicht leid. Der Herr Pastor wird sich schon abfinden lassen.

Vater. Ja wohl! Du bist nicht verbunden, die Streiche auszuhalten; du mußt aber dafür deinen besten Sklaven frei geben, oder zur Strafe eine Gesellschaft von sechzig Personen bewirthen.

Karl. Das ist immer noch schlimm genug; aber doch nicht so schlimm, als die Hiebe. Ist es denn eine so große Sünde, ein Gläschen Wein zu pokuliren? Da sind die geistlichen Herrn bei uns klüger, sie lassen uns unsern Wein ruhig trinken, und trinken ihn mit.

Vater. Auf die Beobachtung der Religionsgesetze wird bei allen Völkern strenge gehal-

ten, und das mit recht. Dagegen sind die Bucharen in andern Stücken desto ungebundener. —

Ich habe euch noch nichts von der Kleidung und der Wohnung dieser Leute gesagt, und ihr werdet doch begierig seyn, auch davon etwas zu erfahren. Da muß ich euch nun aber gleich erklären, daß nicht alle Bucharen sich so kleiden, wie hier auf unserm Kupfer. Meistens tragen sie einen Rock, der nur bis auf die Mitte der Schenkel herabreicht, und sehr weite Ermel hat. Zwikkelbärte haben sie alle; auch lassen sie unter der Lippe einen kleinen Bart stehen; die Kopfhaare aber werden abgeschoren, und der Kopf mit einer Mütze bedeckt.

Die Frauenzimmer sind groß, wohlgebildet, und zum Theil sehr schön; aber gelblich im Gesicht, wie die Männer. Sie kleiden sich auch beinahe auf eben dieselbe Weise; tragen aber Ohrengehänge, die beinahe einen Fuß lang sind und bis auf die Schulter herab hangen. Ihre schwarzen Haare werden in Zöpfe geflochten und mit schwarzen, mit Gold und Silber durchwirkten Bändern zusammen gebunden. Außerdem tragen sie oben auf dem Kopf große Büschel Seide mit Silber, und an dem Hals Perlengehänge. Männer und

Weiber ziehen auch sehr enge Beinkleider, und leichte Stiefeln von russischem Leder an.

Die Wohnungen der Bucharen sind ordentliche Häuser von leichtem Fachwerk, aus ungebrannten Ziegeln aufgeführt, mit platten Dächern. Aermere Leute haben aber blos Hütten von Strauchwerk geflochten und mit Thon beworfen. In ihren Wohnungen sieht man weder Stühle noch Tische, weil sie auf türkische Manier auf den Fersen sitzen. In der Zubereitung ihrer Speisen und in ihrem Hauswesen herrscht die größte Reinlichkeit, die sie aber doch nicht vor der Wurmkrankheit schützt. Ihr werdet wohl noch schwerlich von dem Fadenwurm etwas gehört haben?

Die Kinder. Was ist denn das?

Der Vater. Es ist ein Ellen langer, ganz dünner Wurm, der den Körper eine Zeit lang durchwühlt, und dann an irgend einem Orte, unter den schmerzhaftesten Empfindungen für den Kranken, hervorbricht. Er kommt manchmal an dem Knie, manchmal an dem Arm, manchmal sogar an den Augen heraus. Hat man ihn aber nur einmal beim Kopf, dann läßt man ihn so leicht nicht wieder los; er muß nach und nach ohne Gnade ganz aus dem Körper, aber piano, sehr piano

muß man dabei zu Werke gehen; denn wenn man daran zieht und ihn abreißt, ehe er ganz ausgeschlupft ist, so geht der Jammer von neuem an. Um dieß zu vermeiden, wickeln ihn die Bucharen, sobald sie ihn packen können, am ein Steckelchen, und spannen es gelinde an. Weil nun das Ziehen dem Wurm wehe thut, so gibt er immer ein wenig mehr nach und geht weiter heraus. Je mehr aber von ihm zum Vorschein kommt, desto mehr wird aufgewickelt, bis er endlich den Körper ganz verlassen hat. — Mancher Mensch hat zwei bis drei solche Würmer zugleich in sich; mancher bekommt statt der alten wieder neue, und man hat Beispiele von Personen, die in ihrem Leben nach und nach von mehr als zwanzig gemartert wurden. — Eine andere Plage in diesem Lande sind die Skorpionstiche, die zwar nicht tödtlich sind, aber doch schmerzhafte Entzündungen veranlassen . . . .

Zu Tische, zu Tische! rief hier die Mutter, und machte dadurch der Erzählung ein Ende.

Sechszehnter Abend.

Die Sineſen.

Eine große Nation im ſüdlichen Aſien.

Sin, ſin! ſprach der Vater, als die Kinder ſich dieſen Abend um den Tiſch gelagert hatten, legte dabei die Hände kreuzweiſe zuſammen, und neigte das Haupt. Wir kommen heute, meine Lieben, zuſammen in ein Land, wo Wachs und Unſchlitt auf

den

den Bäumen wächst, wo porzellanene Thürme prangen, wo die Frauenzimmer sich weiß anstreichen und kupferne Schuhe tragen; wo Zoll lange Nägel an den Fingern für eine große Schönheit gehalten werden.

Und was ist denn das für ein Land? fragten die Kinder ganz erstaunt.

Das ist China, oder Sina, sprach der Vater, und mein heutiger Gruß war ein sinesischer Gruß.

O bester Vater, schrie Lottchen, lehren Sie uns doch, wie man in China das Gegenkompliment macht.

Gut! sprach der Vater; nur aufgeschaut! Erstlich müßt ihr so die Hände zusammenschlagen!— Gut — dann sie in die Höhe heben — Bravo! — dann sie wieder sinken lassen — Ganz recht! — und euch dann mit dem ganzen Körper tief, tief auf die Erde neigen.

Alle Kinder machten einen tiefen possirlichen Bückling; Karl aber machte ihn etwas zu tief und fiel auf die Nase, zum großen Vergnügen der kleinen lustigen Gesellschaft, die in ein lautes Gelächter ausbrach.

Du bist ja gar respektvoll, sprach der Vater lächelnd, als Karl wieder aufgestanden war,

du grüßest mich, wie man in Sina den Kaiser grüßt: da muß man sich auch auf die Erde mit dem Gesichte niederwerfen; aber ohne auf die Nase zu fallen.

Ei! sagte Karl, da möchte auch der Guguck Komplimente machen, und wischte sich mit dem Taschentuch sein beschmutztes Gesicht und seine noch schmutzigern Kleider ab. Ich sollte beinahe glauben, es haben deswegen die Sinesen so platte Nasen und ein so breites Gesicht.

Vater. Nun das wohl nicht! Es ist das die Landesart, so wie ihre kleinen Augen, langen Ohren und schwarzen Haare.

Julchen. Aber sage uns doch, lieber Vater, wie das zu verstehen ist, daß das Unschlitt auf den Bäumen wächst. Es werden doch die Schaafe nicht auf den Bäumen wachsen?

Nein! sprach der Vater. Wächst ja aber doch Wolle auf den Bäumen, warum sollte denn nicht auch Unschlitt darauf wachsen können? Wirklich trägt der Unschlittbaum eine Frucht, mit einem fetten Mark, das herrliche Lichter gibt, wenn man es noch mit etwas Thierfett vermischt. Eben so ist es mit dem Wachsbaum. Nur Schade, daß sich diese Bäume nicht nach Europa verpflanzen

lassen. Da würden gewiß Lichter und Seife wohlfeil werden.

Lottchen. Und was meinst du denn mit den porzellanenen Thürmen?

Vater. Ei nun, wirkliche Thürme von Porzellan. Aber wohl verstanden, nicht alle Thürme sind bei den Sinesen von Porzellan, sondern nur einen weiß ich, und der steht in der Stadt Nanking. Er ist wenigstens, ungeachtet seiner ansehnlichen Größe, ganz mit Porcellan überlegt.

Ludwig. Können denn die Sinesen selbst Porzellan machen?

Vater. Ei, das will ich glauben. Die Sinesen sind ein geschicktes Volk, das alles selbst erfunden und uns Europäern nichts abgelernt hat. Das aber muß ich den Europäern zum Ruhme nachsagen, daß sie es in allen Künsten und Wissenschaften viel weiter gebracht haben. Wenn bei uns einer etwas ersonnen hat, so ist gleich ein anderer da, der die neuerfundene Sache noch besser zu machen sucht; ein dritter sucht wieder diesen zu übertreffen, und so geht es fort. Aber die Sinesen sind nicht so; sie lassen alles wie es war. Was vor tausend Jahren schlecht bei ihnen war, das ist heute auch noch schlecht. Es ist euch kein Genie und kein Wetteifer unter diesem

Volk. Seht nur einmal die Malereien auf dem chinesischen Porzellan an, wenn ihr welches zu Gesicht bekommt, wie erbärmlich schlecht sie gegen unsere Malereien sind: da sieht man weder Schatten noch Lichtparthien. Und so ist es mit allen ihren Sachen. Sie druckten auch Bücher, schon lange ehe bei uns die Buchdruckerei erfunden wurde; aber wie druckten sie sie? Sie schnitten die Buchstaben auf hölzerne Formen, wie man bei uns die Modeln zum Kattundrucken schneidet; und so arbeiten sie noch heutiges Tages. Da kann man also bei uns zwanzig Bogen setzen, bis man in China einen einzigen zusammen bringt. Und ihr glaubt gewiß, mit dem Schreiben ist es besser? Nichts weniger! Jedes Wort hat da seinen Buchstaben; wer also will schreiben und lesen lernen, der muß über achtzigtausend Buchstaben merken. Da stirbt nun mancher, ehe er das A B C weiß, und andere, die ihr halbes Leben daran gelernt haben, können doch am Ende nicht fertig lesen.

Lottchen. Mit unsern deutschen oder lateinischen Buchstaben läßt sich ja alles mögliche schreiben; warum führen sie denn die Sinesen nicht auch in ihrem Lande ein?

Vater. Weil es stolze Leute sind, die sich schämen, von Fremden etwas zu lernen, und sich einbilden, sie wissen alles weit besser. O sie könnten noch gar viel uns lernen und wollen nicht: zum Beispiel die Bildhauerei und Malerei, wovon die Sinesen wenig, und die Uhrmacherei, wovon sie gar nichts verstehen. Sie können unsere Uhren nicht genug bewundern, aber sie bemühen sich nicht, sie nachzumachen. Da sollten nur unsere europäischen Künstler etwas dergleichen bei ihnen sehen, wie schnell würden sie es ihnen ablernen!

In den Wissenschaften sieht es unter ihnen beinahe eben so schlecht aus, als in den Künsten. Wißt ihr, zum Beispiel, wie sie sich die Entstehung der Sonnenfinsternisse vorstellen? Sie glauben, eine Kröte mit drei Tatzen suche die Sonne zu verschlingen; es werden daher in dem ganzen Lande öffentliche Gebete angestellt, daß Gott ein so großes Unglück verhüten möge. Und was meint ihr, was sie für einen Begriff von der Gestalt der Erde haben? Sie denken, es sey die Welt ein großes Viereck, und Sina liege gerade in der Mitte. Seht! so unwissend sind sie in vielen Dingen. Man behauptet sogar, sie verstehen nicht einmal die Kunst, Bäume zu versetzen,

zu pfropfen und zu okuliren; in ihren Gärten sollen sich daher keine andern Bäume befinden; als die von selbst darin gewachsen sind. In der Lakirkunst aber und in den Manufakturarbeiten sind sie Meister. Ihr kennt ja die sinesischen Zeuge? Karl hat ein ganzes Sommerkleid von Nanking; nun gut, dieser Zeug hat seinen Namen von der sinesischen Stadt Nanking. Sie machen dann auch Damast, Taffet, Sammt, Flohr, Atlas, auf das schönste mit Bäumen, Thieren, Häusern und andern Figuren durchwebt. Wir Europäer verstehen das zwar alles eben so gut, und unsere Werkzeuge sind viel einfacher; wir sind aber doch thöricht genug, ihnen für dergleichen entbehrliche Sachen eine Menge Geld zu schicken, und uns noch dazu die abscheulichsten Demüthigungen gefallen zu lassen; denn ich kann euch versichern, daß den Juden bei uns lange nicht so schimpflich begegnet wird, als den Christen in Sina; entfernen sie sich nur im geringsten von ihren Wohnungen, so regnet es Steine und Koth auf sie. — O die Sinesen sind eine hochmüthige und freche, aber doch zugleich feige Nation, wo sie nicht den Herrn spielen können.

Karl. Habe ich doch den Spitzköpfen gleich anfangs nicht viel zugetraut. Es sind halbe Barbaren, nicht wahr?

Vater. Verzeihe, mein lieber Karl. Die Sineſen ſtehen in Künſten und Wiſſenſchaften, wie du ſiehſt, ziemlich tief unter uns Europäern; aber hoch, hoch über den wirklichen Barbaren. Sina iſt ein ſchönes, blühendes, ungemein bevölkertes Land, in welchem durch den außerordentlich ſtarken Handel im Innern ein ungemeines Leben herrſcht. Man ſieht da Städte, weit größer als London und Paris. Peking, die Hauptſtadt, hat fünf Meilen im Umfang und zwei Millionen Einwohner. Nanking drei und eine halbe Meile im Umkreis und eine Million Einwohner. In dieſen Städten nun prangen ſehr anſehnliche Gebäude und andere Werke; aber das ſchönſte und beſte in denſelben bleibt immer weit hinter dem ſchönſten und beſten in den unſrigen zurück. Die Sineſen haben viel gethan, aber doch lange nicht ſo viel als wir.

Lottchen. In der Schuhmacherkunſt zum Beiſpiel, weil ſie kupferne Schuhe tragen. Nun ja, auf einem ſineſiſchen Balle möchte ich auch ſeyn, da hört man ſicher in Nanking tanzen, wenn in Peking ein Ball iſt.

Vater. Nein! meine liebe Lotte, ſo iſt es nicht gemeint. Kupferne Schuhe läßt man nur junge Frauenzimmer tragen, damit ſie keine großen

Füße bekommen; auch bleiben wirklich ihre Füßchen so klein, daß sie kaum darauf gehen können, und auf den Straßen wackeln wie die Enten. Erwachsene Damen tragen Stiefeln von Atlas, und die Mannspersonen eine Art Pantoffeln von Schweinsleder, mit Hinterquartieren, aber ohne Absätze. Soll ich euch noch mehr von ihrer Kleidung erzählen? Sie haben, wie ihr auf dem Kupfer seht, spitzige Hüte von Pappe, mit Atlas überzogen, die aussehen, wie ein umgestürzter Trichter. Im Winter hingegen haben sie eine Mütze mit einem Gebräme von Zobel oder Fuchs. Ihre Unterkleider sind von Atlas; über diesen tragen sie einen langen seidenen, blauen oder violetten Rock, mit weiten, aber enge zulaufenden Ermeln, der zugeknüpft, und überdies mit einem Gürtel um den Leib befestiget wird. Die Kleider der Frauenzimmer sind sehr lange, und bedecken ihre ganze Figur, so, daß nur allein das Gesicht frei bleibt. Lange Fingernägel gelten bei ihnen für eine eben so große Schönheit als bei uns ein langes Haar. Ihr Kopfputz besteht gemeiniglich in vielen Locken, die mit kleinen Sträußchen von goldenen und silbernen Blumen untermengt sind; die Mannspersonen aber binden ihr Haar oben auf dem Scheitel in einen Zopf. Junge Frauenzimmer tragen

auch eine Art Krone aus Pappe mit schönem Leder überzogen, und mit Juwelen und Blumen geschmückt. So gehen nämlich die vornehmen und wohlhabenden Leute gekleidet. Bei dem gemeinen Mann ist zwar der Schnitt eben so, aber die Zeuge viel schlechter.

Karl. Nun mit den sinesischen Schneidern wären wir so ziemlich zufrieden; wie sieht es denn aber mit den Köchen aus?

Vater. In Essen und Trinken machen sie wenig Aufwand. Ihr vornehmstes Nahrungsmittel ist der Reis, den sie in Wasser kochen. Zu ihren gewöhnlichen Speisen gehören auch Schweinefleisch, Speck, Fische, auch sollen sie mitunter Pferde- Hunde- Rattenfleisch, Frösche und Heuschrecken essen, wozu sie Thee ohne Zucker, oder einen elenden Branntwein trinken, Samsu genannt. Es fehlt ihnen aber auch nicht an Fleisch von Rindvieh, Schafen und Ziegen. Ueber Tisch haben sie weder Messer noch Gabeln, sondern alle Speisen werden, ehe man sie aufträgt, in kleine Stücken zerschnitten, und mit hölzernen Spießchen oder Stäben zum Munde geführt.

Im Umgange sind die Sinesen artige und gefällige Leute, und dabei schneiden sie euch Komplimente, die kein Ende nehmen. Es ist unter

ihnen die Vielweiberei eingeführt, und man sieht da manchen Hausvater, der ein halbduzend Frauen hat. Eine davon genießt aber immer vor den andern den Vorzug, und gilt nur allein als das rechtmäßige Weib. Die ärmern Sinesen haben aber schon an einer einzigen Frau mehr als genug; denn wo sollten sie die Mittel hernehmen, ein Haus voll Kinder zu ernähren? Der Kaiser hingegen hat Weiber die Menge. Ueberhaupt geht es an seinem Hofe prächtig zu, und nichts gleicht der Ehrfurcht, mit der ihm seine Unterthanen begegnen. Sie gehen in ihrem Respekt nur ein wenig zu weit, und deswegen sind sie auch mancher Hudelei unterworfen, wovon wir Europäer nichts wissen. Da darf euch kein Sinese den Kaiser anders als auf der Erde liegend anreden. Sie nennen ihn den Sohn des Himmels, den heiligen Kaiser, den erhabenen und einzigen Beherrscher der Erde. Und vor diesem Sohne des Himmels darf sich, wenn er ausreitet, kein Mensch auf der Gassen blicken lassen; alle Häuser und Kaufläden müssen versperrt werden, und begegnet ihm ja von ungefähr Jemand auf seinem Zug, so kann er sich nur dadurch vor dem Tode retten, daß er sich mit dem Angesicht zur Erde wirft. Aus diesem Grunde hat kein sine-

fisches Haus seine Fenster gegen die Straße hinaus, und vor dem Kaiser gehen beständig zweitausend Henkersknechte mit Ruthen und allen Arten von Mordinstrumenten her.

Was der Kaiser im Großen thut, das thun die vornehmen Staatsbeamten, die man Mandarine nennt, im kleinen. Reiset ein solcher Mandarin durch eine Stadt, so hat er einen Vortrab von hundert Henkersknechten. Begegnet ihnen Jemand auf der Strasse, und er stellt sich nicht gleich ehrerbietig an eine Mauer, so wird er mit Ketten und Bambusstöcken zu Boden geschlagen, und oft bis auf den Tod geprügelt. Dem Herrn Mandarin geht es aber bei dem Kaiser selbst nicht besser; denn begeht er einen bedeutenden Fehler, so wird er auf hohen Befehl derb ausgeläut, und das ist kein geringer Trost für manchen armen Schelm, der unschuldig von einem so kleinen Tyrannen gemißhandelt wird. Er denkt da im Herzen:

Du hast uns lang genug geknufft,
Man wird dich wieder knuffen Schufft!

Ich könnte euch, meine lieben Kinder, noch manches von den Strafen der Sinesen, von dem Reichthum des Kaisers, von den Religionen in

Sina, von ihrem Laternenfeste sagen; aber es erlaubt es die Zeit nicht. Nur so viel muß ich noch erwähnen, daß der Kaiser über 400 Millionen Thaler Einkünfte hat, und daß er gegen 900 Tausend Mann Truppen unterhält. In Sina herrschen übrigens drei Religionen, die alle ein höchstes Wesen annehmen. Die zahlreichste Religionsparthei machen die Verehrer des Fohe, die vernünftigste aber die Anhänger des Confucius aus.

Das Laternenfest wird im ganzen Reiche alle Jahre einmal gefeiert, und es brennen da zugleich wohl über 200 Millionen Laternen; der angeschürten Feuer und der Feuerwerke nicht zu gedenken.

Auf, auf nunmehr! ihr seht, daß eure Mutter mit Sehnsucht auf uns wartet!

Siebenzehnter Abend.

Die Kalmücken.

Eine Nation im mittlern Asien.

Von den Sinesen wenden wir uns heute links zu den Kalmüken, die hier in der Kalmückei bis an die Wolga ihr Wesen treiben.

Seht hier auf eurem Bilde steht ein solcher Pursche mit seinem Bogen in der Hand und sei-

nem Säbel an der Seite. Seht ihr ihn mit seinem dünnen Zöpfchen hinten am Kopf, und seinen vorne abgeschnittenen Haaren? Eben ein solches Schwänzchen tragen auch die Sinesen; versteht sich die Männer, denn die Frauenzimmer haben wieder ihren eigenen Kopfputz.

Unser Kalmüke ist hier mit einem Bogen vorgestellt; glaubt aber ja nicht, daß die Kalmüken blos Bogen und Pfeile führen; sie haben auch Flinten und Kugelbüchsen, die sie von den Russen einhandeln, oder auch wohl mit unsäglicher Mühe selbst aus Drath machen; denn ihr müßt wissen, daß sie Schmiede, und sogar Silberarbeiter unter sich haben, die aber freilich keine große Meister in ihrer Kunst sind.

Sie gehen, wie ihr sehet, in ordentliche Kleider gekleidet, die Zeuge weben sie aber nicht selbst, sondern kaufen sie von den Russen. Ihre Winterkleidung hingegen brauchen sie nicht zu kaufen, denn alles, was dazu gehört, haben sie in Ueberfluß. Da gibt es Felle von Wölfen, Füchsen, Luchsen, Bibern, Dachsen, Rehen, Ziegen, Schafen, Lämmern in Menge, und letztere besonders geben sehr schöne Pelze. In keinem Winkel der Erde ist man vielleicht so reich an Vieh, als in der Kalmükei, besonders an Pferden. Da sind

Kalmücken, die allein hundert Pferde auf der Weide haben; an der Wolga soll sogar mancher reiche Kauz gegen viertausend Pferde besitzen.

Karl. Tausend noch einmal! die müssen einem solchen Mann aber Geld im Futter kosten; wenn ich nur eine Viertelmetze Haber des Tags auf ein Pferd rechne . . . .

Vater. Kein Körnchen bekommen sie, und Heu noch weniger. Sie müssen sich Sommer und Winter ihr Futter selbst auf den ungeheuern Steppen in jenem Lande suchen. Deswegen führen auch die Kalmücken fort und fort ein wanderndes Leben. Nie bleiben sie länger als acht Tage in einer Gegend; dann brechen sie mit Sack und Pack auf und ziehen wieder wo anders hin, denn ihr kennt leicht denken, daß alles gute Gras von einer so ungeheuern Menge Vieh bald aufgefressen wird. Denn haben sie viel Pferde, so haben sie wenigstens eben so viel Rindvieh, Ziegen, Schafe, die sich ebenfalls satt essen wollen.

Was thun sie nun aber in aller Welt mit so viel Pferden? fragten die Kinder. Große Herren haben wohl auch viel, aber nur zum Staat, und was brauchen die Kalmücken Staat zu machen? Sie sollen meinetwegen mit sechsen fahren, sprach Karl, so hat doch warlich auch der vor-

nem Säbel an der Seite. Seht ihr ihn mit seinem dünnen Zöpfchen hinten am Kopf, und seinen vorne abgeschnittenen Haaren? Eben ein solches Schwänzchen tragen auch die Sinesen; versteht sich die Männer, denn die Frauenzimmer haben wieder ihren eigenen Kopfputz.

Unser Kalmüke ist hier mit einem Bogen vorgestellt; glaubt aber ja nicht, daß die Kalmüken blos Bogen und Pfeile führen; sie haben auch Flinten und Kugelbüchsen, die sie von den Russen einhandeln, oder auch wohl mit unsäglicher Mühe selbst aus Drath machen; denn ihr müßt wissen, daß sie Schmiede, und sogar Silberarbeiter unter sich haben, die aber freilich keine große Meister in ihrer Kunst sind.

Sie gehen, wie ihr sehet, in ordentliche Kleider gekleidet, die Zeuge weben sie aber nicht selbst, sondern kaufen sie von den Russen. Ihre Winterkleidung hingegen brauchen sie nicht zu kaufen, denn alles, was dazu gehört, haben sie in Ueberfluß. Da gibt es Felle von Wölfen, Füchsen, Luchsen, Bibern, Dachsen, Rehen, Ziegen, Schafen, Lämmern in Menge, und letztere besonders geben sehr schöne Pelze. In keinem Winkel der Erde ist man vielleicht so reich an Vieh, als in der Kalmükei, besonders an Pferden. Da sind

Kalmücken, die allein hundert Pferde auf der Weide haben; an der Wolga soll sogar mancher reiche Kauz gegen viertausend Pferde besitzen.

Karl. Tausend noch einmal! die müssen einem solchen Mann aber Geld im Futter kosten; wenn ich nur eine Viertelmetze Haber des Tags auf ein Pferd rechne. . . .

Vater. Kein Körnchen bekommen sie, und Heu noch weniger. Sie müssen sich Sommer und Winter ihr Futter selbst auf den ungeheuern Steppen in jenem Lande suchen. Deswegen führen auch die Kalmücken fort und fort ein wanderndes Leben. Nie bleiben sie länger als acht Tage in einer Gegend; dann brechen sie mit Sack und Pack auf und ziehen wieder wo anders hin, denn ihr kennt leicht denken, daß alles gute Gras von einer so ungeheuern Menge Vieh bald aufgefressen wird. Denn haben sie viel Pferde, so haben sie wenigstens eben so viel Rindvieh, Ziegen, Schafe, die sich ebenfalls satt essen wollen.

Was thun sie nun aber in aller Welt mit so viel Pferden? fragten die Kinder. Große Herren haben wohl auch viel, aber nur zum Staat, und was brauchen die Kalmücken Staat zu machen? Sie sollen meinetwegen mit sechsen fahren, sprach Karl, so hat doch warlich auch der vor-

nehmste an einigen Zügen genug. Dann soll er sich auch ein Paar schöne Reitpferde halten, ich habe nichts dawider; was braucht er aber eine Heerde von hundert oder gar tausend Stück?

Vater. Die Kalmücken fahren nicht mit sechsen und nicht mit zweien; sie fahren gar nicht, sondern sie reiten; dazu sind nun freilich nicht sehr viel Pferde nöthig. Sie treiben aber erstlich mit ihrem Vieh überhaupt einen ansehnlichen Handel, und dann leben sie vorzüglich von der Pferdemilch, die sie der Kuhmilch weit vorziehen.

Alle Kinder spuckten aus.

Sie soll, sprach der Vater, einen kleinen Knoblauchgeschmack haben; die Kalmücken lassen sie aber sauer werden, und dann soll sie einen viel angenehmern Geschmack bekommen, als saure Kuhmilch, und kein Bauchgrimmen verursachen.

Lottchen. Also gibt es gewiß auch Pferdebutter und Pferdeschmalz bei den Kalmücken? Hu, hu! mir graut.

Vater. Sey unbesorgt; es läßt sich aus der Pferdemilch keine Butter machen, weil sie zu dünne ist, und keinen Rahm ansetzt; aber Branntwein brennen sie daraus, und den lassen sie sich recht gut schmecken. Wenn ihr aber zusehen solltet, wie er gemacht wird, so würde euch wohl auch

die

die Lust dazu vergehen. Alle Milch wird zusammen in einen ledernen Schlauch oder Sack gegossen, der nie gereinigt wird, und worinn schon mancher Kalmücke seit zwanzig Jahren seinen Vorrath gesammelt hatte. An der Seite hat sich daher eine daumensdicke Käserinde angesetzt, die ganz abscheulich riecht. Aber sollte man es glauben? eben diese eckelhafte Behandlung ist nothwendig; denn gießt man die Milch nicht eine Zeitlang in den stinkenden Schlauch, daß sie recht schnell sauer wird, so bekommt man statt Branntwein nichts als Wasser. Wir Europäer würden also in unsern reinlichen Gefäßen nimmermehr einen Milchbranntwein zu Stande bringen. — Von der Kuhmilch erhält man nur halb so viel Branntwein, deswegen verbrauchen sie auch die Kalmücken lieber frisch, oder machen Butter daraus.

Wie ist es denn möglich, Tag für Tag so ungeheure Heerden zu melken? fragten die Kinder.

Ach, man melkt nur so viel man braucht, antwortete der Vater. Der größte Theil der Pferde läuft wild auf den Steppen herum, und wenn man sie haben will, muß man sie erst mit einer Schlinge einfangen. Deswegen taugen sie auch nicht gleich zum reiten, sondern müssen erst nach und nach an Sattel und Zaum gewöhnt werden. Will man

auffitzen, so behaupten die Thiere ihre Freiheit, und bäumen sich und schlagen, daß es eine Lust ist. Dann aber wirft man eine Schlinge um ihre Füße, reißt sie zu Boden, und jetzt, während das Pferd wieder aufstehen will, schwingt sich geschwind ein Kalmücke auf seinen Rücken. Nun bäume brav und schlage so lange du willst, der Reiter sitzt fest! . . . Merkt nun das Pferd, daß es seinen Feind nicht mehr los werden kann, so fängt es an zu rennen und herum zu rasen, daß den Zuschauern hören und sehen vergeht. Aber immerfort kann es ja doch nicht laufen, der Athem verläßt dasselbe am Ende, und es wird müde. Jetzt aber kommt erst der Kalmücke mit der Peitsche hinter das Pferd und peitscht so lange darauf los, bis es alle Kräfte zugesetzt hat, und nicht mehr fort kann. Ist es so weit gekommen, so wird es gesattelt, gezäumt und eine Zeit lang gemächlich geritten. In der Folge behält es zwar immer noch ein wenig von seiner Wildheit, aber es bequemt sich doch zum reiten. Damit es solchen Pferden im Laufen nicht so leicht an Athem fehle, werden ihnen die Nasenlöcher aufgeschlitzt, und damit sie um desto flüchtiger bleiben, pflegt man sie nie zu beschlagen. Wozu wäre das auch nöthig? sie kommen ja nie auf gepflasterte Wege.

Die Ochsen werden von den Kalmücken als Lastthiere gebraucht. Sie müssen ihnen, wenn sie wandern, ihre Filzhütten und anders Geräthe tragen. Zwar haben sie auch Kameele, aber nur wenige; denn es ist um das Kameel ein gar zärtliches Thier, das noch dazu einen weit geringern Nutzen schafft, als das Rindvieh und die Pferde. Die Schafe und Lämmer liefern den Kalmücken vorzüglich ihre Pelze auf den Winter. Man hat da sehr schöne Hämmel mit dicken Fettschwänzen und herabhangenden großen Ohren. Die Wolle ist zwar nur grob; zu ihren Filzhütten können sie selbige aber vortrefflich benutzen, denn ihr müßt wissen, daß ihre Häuser wie unsere Hüte von Filz gemacht werden, und das ist warlich von dem ersten Erfinder kein übler Gedanke gewesen, denn der Filz, wenn er recht dick und fest ist, hält außerordentlich warm.

Soll ich euch etwas von diesen Hütten erzählen? Ihr müßt euch selbige vorstellen wie eine spanische Wand; nur sind die Blätter viel größer, und von Hürdenwerk geflochten (nämlich von Weiden, wie man Körbe oder Hürden in einander windet). Soll nun eine solche Hütte aufgeschlagen werden, so stellt man diese Wand blos kreisförmig an einen schicklichen Platz, und bedeckt sie mit einem trichterförmigen Dache, das oben ein Rauchloch hat.

Vorne aber läßt man eine Oeffnung zur Thür, die gewöhnlich aus zwei kleinen Thürflügeln besteht. Aber wohl gemerkt, die Wand von Hürdenwerk ist bloß das Gerippe der Wohnung. Jetzt, wenn alles so weit fertig ist, wird sie erst mit dicken Filzen behangen, die, wie gesagt, aus Schafwolle gewalkt werden, und allem Wind, aller Kälte und Feuchtigkeit ein Paar Jahre lang herrlich widerstehen, zumal wenn man sie doppelt über einander hängt, und mit einem herumgeschlagenen Seile fest bindet. Verlassen nun die Kalmücken ihren bisherigen Wohnort, so wird alles wieder aus einander gemacht, auf ein Paar Ochsen oder auf ein Kameel geladen, und weiter transportirt. Diese Hütten nennen die Russen kalmückische Kibitken; bei ihnen selbst aber heißen sie Gärr.

In der Mitte der Hütte steht zu allen Zeiten ein großer eiserner Dreifuß, auf dem gekocht wird. An Geschirr dazu fehlt es ihnen nicht. Sie haben Kessel und große flache eiserne Schalen, die in den russischen und sibirischen Eisenhütten in großer Menge gegossen werden; auch haben sie hölzerne Teller, Schalen, Theekannen und andere dergleichen Gefäße. Ihr solltet aber nur sehen, wie appetitlich das alles aussieht, denn das ganze Jahr wird auch nicht ein Stückchen davon ausgewaschen; es

ist sogar verboten, etwas mit Wasser zu reinigen; bloß mit trockenem Grase oder einem Stück Filz darf es ein wenig abgeputzt werden. Und wollt ihr wissen, wie es bei ihren Mahlzeiten zugeht? — Gut, das will ich euch sagen.

Erstlich wird in einem Trog angerichtet. Um diesen setzen sich alle Gäste mit untergeschlagenen Füßen nieder. Einer von ihnen packt nunmehr das Fleisch, welches darin angerichtet wird, mit der Faust fest und zerschneidet es in kleine Stücken, welche er unter die Brühe rührt. Jeder Gast fischt sich nunmehr einen Brocken heraus und legt ihn auf seinen hölzernen Teller, wenn er einen hat; hat er keinen, so ißt er aus der Faust, denn Gabeln und Löffel sind auch bei den Vornehmen nicht gebräuchlich. Die Brühe aber schöpfen sie mit einer Schale heraus und trinken sie. Zur Reinigung der Hände wird entweder geschabtes Weidenbast oder zerriebenes faules Holz herumgegeben.

Bei einem Kalmücken möchte ich nicht essen, sprach Lottchen; da müßte ich gewiß vor Eckel sterben. Was kochen sie denn aber für Fleisch?

Ei nun! schwarzes Wildpret, Rehe, Ziegen, sprach der Vater; ich sollte doch denken, das wäre so übel nicht, wenn es ein wenig reinlicher zuginge. Da mußt du dich nur zu gebratenem Fleisch

invitiren lassen, denn sie führen auch hölzerne Bratspieße, und hier geht es nicht so gar unsauber zu. Nur Schade, daß sie ihr Fleisch nie salzen; und dann weiß ich auch nicht, ob meinem Mamsell Lottchen mit Pferdebraten, mit gebratenen Murmelthieren, Ottern und Zieselmäusen, welche sehr häufig vorkommen, wohl gedient seyn wird. Sie können dir zwar auch zur Abwechselung Rind- und Hammelfleisch vorsetzen; ich muß dir aber im Vertrauen sagen, daß sie meistens nur verrecktes Hausvieh essen; denn gesunde Thiere umzubringen, halten sie für eine Sünde.

Nein, nein! schrieen die Kinder, uns dürfen sie auf keinem Fall zu Gaste bitten. Wir verlangen weder Gesottenes noch Gebratenes von ihnen. Belieben Sie Ihre Leckerbißchen nur selbst zu genießen, meine werthesten Herren Kalmücken, wir sind schon mit unserer deutschen Kost zufrieden. — Sie haben uns ja aber noch gar nicht gesagt, lieber Vater, wie diese Leute aussehen. Sind sie denn schwarz, wie die Neuholländer, oder kupferfarben, wie die Amerikaner, oder weiß, wie wir?

Sie sehen meist gelbbraun im Gesichte aus, sprach der Vater; man findet unter ihnen aber auch viele schöne und weiße Gesichter.

Wenn es ihnen verboten ist, auch Hände und Gesicht, wie ihre Schüsseln, zu waschen, sprach Karl, so mögen sie schön weiß seyn.

Von einem solchen Verbote weiß ich nichts, sagte der Vater; es ist aber gewiß, daß sie nur von dem Rauch in ihren Hütten und von der Sonnenhitze so gelbbraun werden. Sie haben dabei kleine platte Nasen, erhabene Backenknochen, fleischichte Lippen, ein kleines Kinn, schneeweiße Zähne und pechschwarze Haare. Sie sind ungefähr von mittlerer Größe, mehr klein als groß, die Weiber aber sind gewöhnlich noch kleiner als die Mannspersonen. Beinahe durchgehends haben sie krumme Beine und Schenkel; das kommt aber von dem vielen reiten her, denn sobald ein Kind nur sitzen kann, so muß es schon auf das Pferd. Auf ihren Pferden bringen die Kalmücken den größten Theil ihres Lebens zu; alle acht Tage, wie ich schon gesagt habe, wandert der ganze Stamm zu Pferd nach frischen Weideplätzen; zu Pferde suchen sie ihr verirrtes Vieh zusammen; zu Pferde gehen sie auf die Jagd; und so ist es ja kein Wunder, wenn am Ende ihre Beine ausgebogen bleiben.

Reiten denn auch Weiber und Mädchen? fragte Lotte.

Allerdings! antwortete der Vater; und man sieht da nicht selten junge Mädchen, die mit den Jünglingen um die Wette jagen. Sie sollen sogar mit ihnen auf die Parforcejagd reiten, und zwar nicht nach Hasen, sondern nach Wölfen; denn die Wölfe sind die größten Feinde der Kalmücken, weil sie ihnen ihre Schafe forttragen und nicht selten ihre Pferde fressen; dafür müssen sie aber auch einen schmählichen Tod sterben; denn wenn sie von den Kalmücken auf ihren ungeheuern Ebenen eingeholt und umrungen werden, so hauen diese mit ihren kurzen Hetzpeitschen so lange auf sie los, bis sie todt liegen bleiben.

O die armen Wölfchen, schrieen ganz komisch Lottchen und Julchen; die Mutter aber klatschte in die Hände und rief die ganze Gesellschaft zu Tische: wo nicht ein Murmelthierbraten, wohl aber ein köstlicher Gansbraten ihrer wartete.

Achtzehnter Abend.

Die Sinesischen Mongolen.

Eine Nation im mittlern Asien.

Heute kommen wir wieder zu einem Volke, das ein wanderndes Hirtenleben führt, wie die Kalmücken, nämlich zu den sinesischen Mongolen; auch hier treffen wir bewegliche Filzhütten, Pferdemilch und Pferdemilch-Branntwein an; die

Mongolen sind aber viel ärmer an Vieh, als die Kalmücken, und zum Theil so arm, daß sie gar nicht mehr nöthig haben, herumzuziehen, weil sie für ihre kleine Heerden auf das ganze Jahr genug Gras in der Nähe finden. Sie legen sich daher, besonders hier in dem südöstlichen Theile der Mongolei, zugleich auf den Ackerbau, und wohnen da in Hütten von elendem Flechtwerke, oder von Holz, mit Koth beworfen. Ihre Kleidung, Nahrung und Küche sind völlig kalmükisch; nur in der Bedeckung des Kopfes und in einigen Nebensachen weichen sie von ihnen ab.

Ein Theil der Mongolen steht unter russischer Bothmäßigkeit, und diesen geht es schon etwas besser; sie haben mehr Vieh, und in ihren felsigen Wildnissen ist die Jagd auch sehr ergiebig; diese liefert ihnen Marder, Vielfraße, Füchse, Wölfe, Bären, Zobel und andere Pelzthiere, Hirsche, Elendthiere, Rehe, Steinwidder oder wilde Schafe, Steppenziegen, Moschusthiere und wilde Halbesel. Da stellen sie nun, unter der Anführung ihres Befehlshabers, öfters große Klopfjagen an. Zwei bis dreihundert Reiter, mit Handpferden, Waffen und Windspielen versehen, schliessen große Waldreviere oder Steppen ein, und treiben das Wild den geübtesten Jägern zum Schuß.

Auf solche Art werden immer eine große Menge Thiere zugleich erlegt.

Die russischen Mongolen ziehen herum, wie die Kalmücken; sie sollen aber viel gebildeter seyn, und dabei eben so viel natürlichen Verstand haben, als diese. Man findet unter ihnen Schulen und Schriften, sie sprechen und schreiben daher die mongolische Sprache viel reiner als ihre Brüder. Dagegen aber sind sie nicht so kriegerisch wie die Kalmücken, und schon ihr äußeres Ansehen ist viel weibischer. Auch sichert sie ihre bessere Bildung nicht vor Aberglauben und falschem Wahn. Man findet unter ihnen Zauberer, Beschwörer, Wahrsager, Traumdeuter, von denen sie sich elendiglich betrügen lassen . . .

Der Hund bellte hier in dem Vorzimmer, man klopfte an der Thür — Herein! — Es war der Onkel und die Tante der Kinder, welche auf einem Abendbesuch kamen. Alle sprangen ihnen entgegen; alle wurden umarmt und geküßt. Auch Nettchen war mitgekommen; laßt euch nicht stören, sprach die Tante; ich sehe wohl, wir haben euch unterbrochen. Hat nichts zu bedeuten, sprach der Vater; ich hatte ohnehin nichts mehr zu sagen. Die Kinder mögen sich inzwischen mit

ihren Bildern vergnügen und dem Nettchen erzählen, was sie schon gehört haben; wir aber wollen ruhig mit einander an einem andern Tische den Abend verplaudern.

Das geschah nun. Die Kinder erzählten ihrem Bäschen alles, was sie von den Karaiben, Floridanern, Mexikanern, Grönländern, Patagoniern, Neuholländern ꝛc. ꝛc. wußten; und was das eine vergessen hatte, dessen erinnerte sich das andere. Auf diese Art verging ihnen der Abend so schnell, daß sie um zehn Uhr sicher glaubten, es käme der Wächter um eine Stunde zu früh. Auf den folgenden Abend wurde auch Nettchen zu der Erzählung eingeladen; sie versprach zu erscheinen, und so freuten sich die Kinder doppelt.

Neunzehnter Abend.

Die Burääten.

Eine Nation im mittlern Asien.

Nettchen fand sich diesen Abend bei Zeit ein. Sie wurde mit Freuden aufgenommen. Schon waren Tisch und Stühle zurechtgesetzt, und die Mappe mit den Bildern lag auf dem Tisch. Nur der Vater fehlte; aber auch dieser

wurde herbei geholt, und nun fing er folgendermassen an.

Ich habe mir vorgenommen, euch heute von den Burâten zu unterhalten, ich muß euch aber gleich sagen, daß ich mit dieser Abbildung nicht recht zufrieden bin. Die Burâten haben kein so männliches Ansehen, sie haben beinahe gar keinen Bart, und sehen viel weibischer aus, auch sieht man sie selten so bloß einher gehen; sie tragen sich mehr wie die Kalmücken und Mongolen, von welchen sie abstammen. Der hier abgebildete Burâte scheint ein ganz gemeiner Mann zu seyn, weil er als Sansculotte erscheint; das aber muß man dem Kupfer lassen, daß es die Einfalt und Dummheit der Burâten recht gut ausdrückt, denn es ist ein blödsinniges, ungesittetes und rohes Volk. Sie lügen gerne, aber allemal auf eine so alberne Art, daß sie sich leicht verrathen; auch sind sie so ungeschickte Diebe, daß sie beinahe allemal ertappt werden. Dabei haben sie aber doch auch manche gute Eigenschaften; sie sind nicht unfolgsam, unzufrieden und zänkisch, wie gewisse andere Leute.

Das sind Stichelreden von dem Vater, sagte Lottchen ganz leise zu Nettchen. Er meint uns damit.

Seht! fuhr der Vater fort, hier wohnen sie in dem Irkutzkischen Gouvernement. Sie dehnen sich aber von dem Jenisei aus bis zur Lena, denn sie haben so wenig feste Wohnplätze, als die Kalmücken und Mongolen; nur für den Winter schlagen sie sich eine Art Häuser oder Hütten aus Balken auf, die sie mit Rinde decken, worauf sie Erde oder Mist schütten. Im Sommer hingegen wandern sie mit ihren Filzzelten und ihren Heerden bald hier = bald dahin, denn wenn sie immer an einem Orte bleiben wollten, so würde alles bald aufgefressen seyn. Ihr müßt wissen, daß unter den taurischen Burâten, hier östlich, mancher Hausvater tausend Kameele, viertausend Pferde, dreitausend Rinder, achttausend Schafe und einige hundert Ziegen hat. Das heiße ich mir doch Viehreichthum!

Die Kinder schrieen laut auf vor Erstaunen. Karl aber fieng an zu rechnen, und brachte heraus, daß das platterdings unmöglich sey, weil es zu einer solchen Menge Vieh an Futter fehlen würde.

Mein lieber Karl, sprach der Vater, du bedenkst nicht, wie groß der Raum ist, auf welchem die Burâten herumschwärmen, und wie gering dagegen die Zahl der Menschen ist. Du

glaubst vielleicht, man findet dort auch auf einer kleinen Landesfläche, wie z. B. Deutschland, fünf und zwanzig Millionen Menschen zusammen gepreßt? Ei ja, gehorsamer Diener! kaum eine Million bringt man zusammen. Je weniger Nahrung nun für die Menschen erfordert wird, desto mehr bleibt für das Vieh. Unter den Burâten trift man sehr wenig Feldbau an, weil sie beinahe ganz allein von Milch und Fleisch leben; alles also, was das Land trägt, ist für das Vieh. Du mußt aber auch nicht glauben, daß alle Burâten so zahlreiche Heerden haben, manche besitzen nicht mehr, als zwanzig, dreißig, vierzig Stück, und können mit ihrer Familie doch davon leben, andere haben auch wohl gar nichts, und hüten bloß die Heerden der Reichen.

Auf solche Art, sprach Karl, läßt sich die Sache freilich erklären. Wenn aber die Burâten lauter Fleisch essen, so müssen sie ganz außerordentlich dick und stark werden.

Vater. Gerade das Gegentheil; es gibt nicht leicht eine schwächlichere Nation. Sie sind, wie man bei uns sagt, so leicht, daß sie der Wind davon wehen könnte. Wiegt man einen russischen Bauernjungen und einen Burâten von gleichem Alter und gleicher Größe und Stärke gegen ein-

ander,

ander, so ist der Russe wohl fünfmal schwerer. Eben so verhält es sich mit großen Personen. Ihr Fleisch ist durchaus leicht wie Schwamm, und das ist Beweis genug, daß bloße thierische Speisen dem Menschen nicht zuträglich sind.

Wissen Sie, was ich für einen Gedanken habe? sprach Karl, wenn ich groß bin, dann reise ich in das Burätenland, heirathe eine junge hübsche Burätin, und lasse mir ein Paar tausend Pferde, Kühe und Schafe zur Brautsteuer mitgeben, womit ich nach Deutschland gehe und eine Schweitzerei anlege.

Vater. Da machst du die Rechnung ohne Wirth, mein Sohn. Bei den Buräten schenkt man die Mädchen nicht weg, wie bei uns, sondern man verkauft sie an ihren Bräutigam. Wolltest du eine reiche Burätin haben, so müßtest du dem Vater wenigstens hundert Pferde, zwanzig Kameele, funfzig Rinder, zweihundert Schafe, dreissig Ziegen geben, und dann bekommst du zur Aussteuer nicht mehr als den vierten Theil von diesem Vieh. Ich dächte daher, du thätest besser, wenn du dich hübsch mit einem deutschen Mädchen vermähltest. Was wolltest du mit einer schmutzigen eckelhaften Burätin anfangen? Sie putzen sich zwar zum Theil auch mit seidenen Kleidern, mit

Pelzwerk bebrämt, und tragen Ohrengehänge und Korallenhalsbänder, auch Quasten und allerlei Klimperwerk; aber in dem Innern ihrer Häuser sind sie äußerß unflätig, und es geht bei ihnen nicht appetitlicher zu als bei den Kalmücken. Sie stehen da an der Gerbkufe und beitzen Leder mit saurer Milch, oder sie machen Filze, oder sie ziehen krepirten Schafen und Lämmern das Fell ab; das möchte nun doch meinem Herrn Karl an seiner künftigen Frau nicht behagen. Zugleich muß ich aber sagen, daß es bei den Reichen nicht so gar unfläthig zugeht, als bei den Armen; auch werden sie wohl die meisten schmutzigen Handarbeiten von andern verrichten lassen. Sie haben oft hübsches Hausgeräthe; wenigstens findet man bei ihnen bisweilen schöne porzellanene, auch wohl silberne Gefäße, die sie von den Russen und Sinesen kaufen.

Lottchen. Sie selbst also haben keine Silberarbeiter?

Vater. Nein! Wohl aber haben sie gute Eisenschmiede; die recht saubere Arbeit liefern; wenn sie ihrer natürlichen Trägheit durch ein Paar Gläser Milchbranntwein zu Hülfe kommen.

Karl. Also auch Milchbranntwein trinken sie, wie die Kalmücken? Vermuthlich essen sie auch ihr Fleisch auf eben dieselbe Art?

Vater. Getroffen! Sie essen es ohne Salz und Schmalz, und bereiten ihre Speisen gerade so unappetitlich. Ich will euch Morgen zusammen auf einen burätischen Thee invitiren; wollt ihr kommen?

Nettchen. Auf eine solche Invitation kommt man nicht eher, als bis man sich ein wenig erkundigt hat, wie die Collation zubereitet wird.

Vater. Ei nun! der Thee wird aus Preißelbeeren oder wilden Rosen gekocht, und damit man doch auch weiß, was man im Munde hat, so wirft man ein Paar Handvoll Mehl hinein.

Nein, nein! schrieen die Kinder; wir sind schon mit sinesischem Thee ohne Mehl zufrieden. Auf einen solchen, wenn sie uns invitiren wollen, so kommen wir alle. Aber Zwieback müßte auch dabei seyn . . . .

Nun meinetwegen! sprach der Vater. Es sind dermalen ohnehin grüne Rosenblätter nicht zu haben, und im Sommer habe ich sie einzusammeln vergessen. Auf Morgen also auf einen sinesischen Thee ohne Mehl!

Zwanzigster Abend.

Die Tunguſen.

Eine Nation im öſtlichen Siberien.

Der Vater hielt ſein Wort. Den folgenden Abend erſchien bei guter Zeit Mamſell Nettchen, und als die Kinder in das Zimmer traten, da ſtand ſchon ein großer Theekeſſel und eine anſehnliche Schüſſel mit Zwieback auf dem

Tische. Die Mutter aber machte Anstalten zum Einschenken.

Aber wenn du es nicht ungütig nimmst, lieber Vater, sprach das schalkhafte Lottchen, so wollen wir doch vorher ein wenig untersuchen, ob es burätischer oder sinesischer Thee ist. Du machst dir manchmal einen Spaß mit uns, und wenn wir recht angeführt sind, lachst du uns noch dazu brav aus.

Untersuche nur, sprach der Vater; wenn du aber keinen Glauben daran hast, so bist du nicht verbunden, mitzutrinken. Ich meines Theils trinke davon, der Thee mag nun burätisch seyn oder sinesisch.

Indem er das sagte, ließ er sich eine Tasse einschenken, und stärkte dadurch die Kinder in ihrem Glauben. Karl aber holte, ohne daß es Jemand gewahr wurde, in der Küche eine Handvoll Mehl, und prakticirte es glücklich in Lottchens Schale. Da gab es nun ein großes Geschrei und eine unbändige Freude unter den Kindern, die das schlaue Lottchen brav auslachten. Zum Glück verstand Lottchen Spaß; anstatt böse zu werden, lachte sie mit, und nie sah man eine lustigere Theegesellschaft.

Als sie sich satt gescheckert hatten, kam Ludwig mit einer großen Karte von Asien und seinen Bildern angestiegen.

Von was erzählst du uns denn heute, lieber Onkel, fragte Nettchen?

Von den Tunguſen, sprach der Vater. Seht! hier wohnen sie in dem östlichen Theil von Sibirien, an dem Jeniseifluß. Ihr hättet, wenn ihr zu ihnen wolltet, über hundert Tage zu reisen, wenn ihr auch jeden Tag zwölf Stunden Weg machtet.

Nun, das ist weit genug, sprach Nettchen. Aber was haben denn die Tunguſen auf diesem Bilde für tolle Ohren? Sollte man denn nicht glauben, es seyen Eselsohren?

Vater. Nichts weniger; es machen sich diese Herren nur im Winter Mützen von Thierfellen, und da sie etwas ungeschickte Schneider sind, so gibt es manchmal Zipfel: diese Zipfel sieht Nettchen für Ohren an.

Es müssen aber die Tunguſen doch ein ziemlich eitles Völkchen seyn, sprach der kleine Ludwig; sie tragen ja wahrhaftig, wenn man diesem Kupferstich trauen darf, gallonirte Kleider. Haben sie auch recht feines Tuch?

Vater. Weißt du, worin ihre Gallonen oder Tressen bestehen? In Streifen von Seehundfellen, und ihre Kleider selbst sind nicht, wie du meinst, von Tuch, sondern von Hirsch- und Rennthierhäuten. Westen, Hosen, Strümpfe, Schuhe, alles ist aus einem Stück, und oft ist das Rauhe auswärts gekehrt. Die Pursche sehen daher aus wie Bären. Diesen Staat tragen sie aber nur im Winter; denn im Sommer gehen sie beinahe ganz nackt, und haben nur um den Leib eine Art von Gürtel. Gesicht und Arme sind aber sehr zierlich mit Ruß bemahlt, und die Weiber, die überall ein wenig kokett sind, sollen Ohrenringe und Halsbänder von Korallen tragen. — Auch nähen sie sich mit Zwirn allerlei Figuren in das Gesicht.

Nun so eitel bin ich nicht, sprach Lottchen. Gott bewahre mich, mein Gesicht zu vernähen; die Ohrenringe und Halsbänder ließe ich mir noch gefallen. Aber Sie sagten, lieber Vater, sie giengen beinahe ganz nackt; gibt es dann in diesem Lande keine Fliegen, welche die Tungusen stechen könnten, wie auch der arme Robinson auf seiner Insel gestochen wurde?

Vater. Allerdings! Sie helfen sich aber gegen diese Feinde durch eine Art Kohlentopf, den

sie in der Hand tragen, und worin sie faules Holz verbrennen. Diesen Dampf können die Fliegen nicht leiden.

Karl. Nun, das ist noch gut! Von was leben denn aber die Tunguſen? Haben sie denn auch gute Felder, Getraide, Mühlen und Backöfen, daß sie sich Brod backen können?

Ach, liebe Kinder, sprach der Vater, von Kornbrod ist gar nicht die Rede. Das Land der Tunguſen ist ein trauriges Land. Es ist in dieser Gegend schon im Winter so kalt, und der Sommer ist so kurz, daß kein Getraide mehr gebaut werden kann. Sie haben dafür die Zwiebeln von einer Art gelben Lilien, die sie theils frisch essen, theils trocken und zu Meel zerreiben, welches dann eine Art von Brod gibt. Aber auch dieses Brod haben sie nicht überall. Die meisten leben im Sommer von Fischen, im Winter von der Jagd.

Nun, das ist so gar übel nicht, sprach Ludwig; gebackene Fische und Hasen oder Rehbraten ist ein recht gutes Essen; ich wollte nur, ich bekäme es alle Tage.

Vater. Hasen? Ja, sie ertappen manchen Hasen; auch manchen Hirsch, von Rehen aber weiß ich nichts. Wenn du jedoch ein Freund von gebratenen Hunden, Bären oder Wölfen bist, die kann

ich dir bei den Tunguſen verſprechen. Du brauchſt aber nicht einmal ſo weit zu reiſen; ich kann dir auch hier mit einem aufwarten laſſen, und dazu ſollſt du gleich ein Paar ſchöne Stücke Fiſch bekommen, in Hundefett gebraten. Wollt ihr vielleicht alle miteſſen, meine Kinder?

Die Kinder. O pfui, pfui, pfui!

Vater. Nun, nun! nur nicht ſo eckel; vielleicht iſt das Hundefleiſch ſo gar übel nicht, und zur Abwechslung habt ihr bei den Tunguſen ja auch Rennthierbraten, der wirklich ſo gut als Hirſchwildpret ſeyn ſoll. Es gibt aber auch einige Stämme von Tunguſen, die Rind- Pferd- und Schafzucht haben; zum Beiſpiel die Conni-Tonguſi, da gibt es alſo ſchon mehr Abwechslung. Dieſe laufen auch im Sommer nicht ſo nackt umher, ſondern tragen Sommer und Winter Kleider von Schaffellen.

Haben ſie denn Nadel und Faden, daß ſie ihre Kleider nähen können? fragte Julchen.

Ja freilich, ſprach der Vater; beides iſt aber auch darnach. Wißt ihr, woraus ſie ihren Zwirn machen? Aus Fiſchhaut, die ſie zuſammen drehen. Statt der Nadeln haben ſie wahrſcheinlich Fiſchkräten, wenn ſie nicht ſtählerne Nadeln von den Ruſſen erhandeln. Auf eben dieſe Art verfertigen ſie ihre Stricke.

Ach, unter den Tunguſen möchte ich nicht leben, ſprach Lottchen. Nein, da lobe ich mir unſer warmes Land, unſer gutes Brod, unſere Kalbs- Hammel- und Schweinebraten, und beſonders unſere bequemen Häuſer, und ſchönen Kleider.

Und doch, erwiederte der Vater, ſind die Tunguſen mit ihrem Schickſal nicht nur zufrieden, ſondern ſie leben ſogar recht vergnügt, weil ſie es nicht beſſer wiſſen. Wir hingegen, die wir an alle Bequemlichkeiten des Lebens und an den Umgang mit geſitteten Menſchen gewöhnt ſind, wir würden freilich ſehr unglücklich werden, wenn wir in einem ſolchen Lande und unter ſolchen Menſchen leben ſollten.

Ich möchte doch wiſſen, ob ſie an Gott glauben? ſprach Karl.

Vater. Ja ſie glauben einen Gott; aber jeder ſchnitzt ſich dabei einen eigenen Götzen; zu dem er betet, wenn er in der Noth iſt. Erhört nun aber — welches freilich oft geſchieht — der Götze ſeine Gebete nicht, ſo bekommt er Schläge, und manchmal geht es ihm wohl noch ärger, denn er wird elendiglich im Koth herumgeſchleppt und auf alle nur erſinnliche Art proſtituirt. Von Tempeln wiſſen ſie nichts; ſie haben aber Prieſter, oder vielmehr Hexenmeiſter, die ſie um Rath fra-

gen, und die ihnen die Zukunft prophezeihen. —

Daß sie keine Tempel haben, sagte Karl, das glaube ich wohl; sie selbst aber werden doch wohl in Häusern leben?

In beweglichen Hütten, sprach der Vater, die sie bald hier, bald dort aufschlagen, und die viel schlechter sind, als bei uns die Viehställe. Sie bestehen aus nichts als einer Reihe Stangen, die sie in die Erde stecken, oben zusammen binden und mit Birkenrinde bedecken. In der Mitte dieser Hütten brennt das Feuer, und der Rauch zieht sich zu einem Loche hinaus, welches sie oben offen lassen; die Thür aber ist mit Thierfellen behangen, um die Kälte abzuhalten. Gefällt es ihnen an dem einen Ort nicht mehr, so ziehen sie damit an einen andern.

Die Tungusen sollen übrigens bei weitem nicht so braun und häßlich seyn, und auch keine so eingedrückten Nasen haben, wie die Kalmücken; sie sind meistens groß und stark von Person; auf der Jagd sind sie mit ihren Bogen und Pfeilen sehr geschickt, und die Fischerei treiben sie auf den Flüssen in kleinen Kähnen, aus zusammen genäheter Birkenrinde, wozu sie das Gerippe aus Reifen und Stangen machen.

Seht Kinder, so weiß der Mensch sich in jedem Lande alles zu verschaffen, was er zu seiner Erhaltung nöthig hat. Sobald man aber etwas mehr verlangt, als das allernöthigste, so muß man schon seine Erfindungskraft mehr anstrengen, und mit Schwierigkeiten kämpfen lernen.

Denkt einmal nach, wie viel Zeit es erforderte, bis wir Deutsche, die wir einst auch nicht besser als die Tungusen waren, endlich das wurden, was wir jetzt sind!

Vielleicht kommt eine Zeit, wo man an dem Jeniseifluß so künstliche Arbeiten verfertigen wird, als am Main, am Rhein und an der Donau.

Morgen ein Mehreres!

Ein und zwanzigster Abend.

Die Kamtschadalen.

Eine sibirische Nation.

Heute, meine Kinder, wenden wir uns noch weiter in dem östlichen Sibirien bis zur Halbinsel Kamtschatka. Seht, da oben liegt sie zwischen dem funfzigsten und sechszigsten Grad der Breite. Ach, es ist euch das ein bergigtes, rauhes und

kaltes Land, untauglich zu dem Ackerbau und der Viehzucht; und statt der zahlreichen Viehheerden der Kalmücken und Buräten trifft man hier nichts an, als Wölfe, Bären, Füchse, Hunde, Pelzthiere, Vögel und Fische.

Karl. Von was nähren sich denn nun die Kamtschadalen, wenn sie kein Korn bauen und kein Vieh haben.

Vater. Von Fischen, Vögeln, Bären, Füchsen, Hunden. Auch essen sie im Frühjahre Weiden- und Birkenrinde, wildes Wurzelwerk, Kräuter.

Karl. Nicht vielleicht auch Krösten und Schlangen?

Vater. Nein! auf Kamtschatka gibt es weder Schlangen, noch Frösche, noch Krösten. Mäuse aber verschmähen sie nicht allemal.

Lottchen. Und wie essen sie denn die Fische: gebacken oder blau gesotten?

Vater. Sie werfen sie meistens in Erdgruben, wo sie liegen bleiben, bis sie ganz zusammengefault sind; dann schöpfen sie sie mit einem Schöpfer zum Verspeisen heraus.

Fi, fi, fi! schrieen alle Kinder.

Nun, nun, sprach der Vater; wenn euch diese Art nicht schmeckt, so könnt ihr auch geräu-

cherte und getrocknete Fische, frische Seehunde oder ein Stück Aas von einem Wallfisch haben, wozu man euch als Gäste auch einige gute Stücke Bärenfett und einen gebratenen jungen Hund vorsetzt, und da dürft ihr nicht eher aufstehen, bis ihr euch so voll gegessen habt, daß ihr alles wieder speyen müßt. Dann geht die Schmauserei von neuem an!

Ach Vater, verschonen Sie uns doch, baten die Kinder, wir werden gewiß diesen Abend vor Eckel nicht essen können. Erzählen Sie uns lieber etwas von ihrer Kleidung und ihren Wohnungen.

Wie sie gekleidet gehen, sprach der Vater, das seht ihr aus dem Kupfer. Ehedem liefen sie beinahe ganz nackt umher, und trugen bloß einen Gürtel um die Lenden; seitdem sie aber mit den Russen bekannt geworden sind, fangen sie an, Staat zu machen; sie tragen Hosen und Ueberröcke von Fellen; Schuhe und Halbstiefeln von Seehundhäuten. Auch haben schon viele Hemden von Leinwand, Kattun oder Seide; das alles kaufen sie aber von den Russen. Was reiche Kamtschadalen sind, die thun es sogar manchem Europäer gleich; die erscheinen euch in völliger russischer Kleidung, in Röcken von Tuch oder Zeuch, mit zierlichen

Knöpfen, Steifstiefeln, Hüten oder Mützen; die Weiber aber mit seidenen Manschettenhemden, Hemdekleidern, Pantoffeln, seidenen Tüchern um den Kopf.

Karl. Ei potz tausend! da müssen sie doch brav Geld haben.

Vater. Sie haben wenig Geld, sie tauschen alles ein. Manche geben für einen solchen Anzug wohl hundert Zobel- oder Fuchsbälge, und das ist den Kaufleuten schon recht; denn solche Waaren können sie wieder recht theuer verkaufen. — Da denn nun die Weiber überall eitle Geschöpfe sind; so sind sie mit diesem Staat noch nicht zufrieden, sondern sie schminken sich auch weiß und roth, und was eine rechte Kokette ist, die überklebt sich auch das ganze Gesicht mit der Oberhaut von Bärengedärmen.

O ihr allerliebsten Kamtschadalengesichtchen! rief Karl aus; wie schnell würde ich mich nicht in euch verlieben. Nein, ohne Scherz, lieber Vater! die Kamtschadalinnen sind gewiß recht häßlich?

Vater. Nichts weniger! es soll recht wohl gebildete Weibchen unter ihnen geben; sie haben meistens eine feine Haut, ein rothes Gesicht, schwarze Augen und Augenbraunen, und kleine

Hände und Füße. Dabei sind Männer und Weiber immer lustig, und es fehlt ihnen nicht an Einbildungskraft und an Verstand. Was sie sehen, das machen sie nach; und im Nachäffen lächerlicher Personen sind sie Meister. Hat Jemand eine Unart an sich, so fällt sie ihnen sehr schnell auf, und sie machen sich lustig darüber. Wenn zum Beispiel gewisse Leute unter ihnen erscheinen, die so gerne mit dem Finger in der Nase herumwühlen, oder den Mund verziehen, oder den Hals verdrehen, oder mit der Hand auf den Kopf langen . . . .

Ja, ja, wir verstehen schon, auf wen der Vater wieder anspielt, schrieen die Kinder; das sind Stichelreden!

Kurz, sprach der Vater, die Kamtschadalen sind nicht dumm; aber entsetzlich schweinisch sind sie. Da wird keine Schüssel gereinigt, aus welcher Menschen oder Hunde gefressen haben; und an ihrem Körper sind sie nicht reinlicher, als in ihren Speisen; sie wimmeln daher auch von Läusen, welche sie, wie die Grönländer, mit den Zähnen zerbeissen und verschlingen. Die Nägel beschneiden sich die wenigsten, und alle starren von Koth. In ihren Winterhütten zumal soll es ganz fatal aussehen. Alles ist da enge zusam-

mengepreßt, und der Unrath von dem ganzen Winter bleibt hier angehäuft.

Karl. Sie haben vermuthlich auch Filzhütten, wie die Kalmücken?

Vater. Nein, mein Sohn! Sie haben ja keine Schafe, wo sollten sie denn Wolle zu Filz hernehmen? Sie graben sich, wenn der Winter heranrückt, ein Loch drei bis fünf Fuß tief in die Erde, umgeben es mit Palissaden, und umlegen diese mit Reisig, Heu und Erde. Der Eingang zu der Wohnung ist ein Loch; und diesem gegenüber ist ein anderes Loch, das zu gleicher Zeit als Fenster und Rauchfang dient. Ihre Sommerhütten errichten sie wie unsere Taubenhäuser auf hohe Pfähle, und zwar der Feuchtigkeit wegen, denn wenn der Schnee anfängt zu schmelzen, so gibt es ein außerordentliches Gewässer, und der Boden bleibt lange davon durchnäßt. Unten an dem Pfahl stehen die Hunde angebunden.

Rettchen. Sie haben also auch Hunde? Was denn für eine Art? Pudel oder Fleischerhunde, oder Spitze ....

Vater. Sie haben eine sehr große und starke Art Hunde, die einem Wolfe nicht unähn-

lich sind. Und auf diese Thiere halten sie sehr viel; denn es sind ihre einzigen Hausthiere. Wenn ein Kamtschadale eine Reise machen will; so kann er nicht, wie wir, zu einem Kutscher schicken, oder sich Postpferde bestellen; denn von Pferden weiß man in Kamtschatka gar nichts; man hat da auf ganz andern Vorspann zu denken, es müssen Hunde an den Wagen, oder vielmehr an den Schlitten, denn ich habe nie gelesen, daß die Kamtschadalen ein anderes Fuhrwerk hätten. Und was meynt ihr! Ein solcher Hund zieht allein gegen achtzig Pfund. Wenn daher vier oder sechs dergleichen Klepper vor einen Schlitten gespannt werden, so geht es, als flögen wir davon. Mancher Fuhrmann bricht aber auch Hals und Bein; denn wenn es bergabwärts geht, so kann er oft den Schlitten nicht mehr erhalten, er schießt gerade vor sich hin, und reißt oft Hund und Mann über einen Felsen hinab in den Abgrund. Ihre Hundeschlitten sind übrigens schmal, lang, leicht und mit einem Schachtelähnlichen Korbe versehen.

Karl. Das werde ich mir recht schön merken. Gleich morgen wird hier meinem Pudel ein sauberes Pferdegeschirr gemacht; und es müßte viel seyn, wenn er nicht eben so gut in meinem

Schlitten ziehen sollte, als die kamtschadalischen Hunde ihre Herren.

Das magst du probiren, sprach der Vater; aber vergiß nicht, daß mancher Hundekutscher Arm und Bein bricht. — Doch es ist spät! also nur noch einige Worte über die Beschäftigung der Männer und Weiber in Kamtschatka.

Das Hauptgeschäfte der Männer ist der Fischfang und die Jagd. Bleiben sie aber zu Hause, so hauen sie entweder Holz, oder sie bauen sich Schlitten, oder sie machen sich Bogen und Pfeile. Die Küche wird nicht von den Weibern, sondern den Männer besorgt. Dagegen beschäftigen sich die Damen mit dem Spinnen des Nesselgarns zu Netzen und Seilen; sie flechten Matten und Körbe, trocknen Fische, sammeln Wurzeln, Beeren und Kräuter. Dabei sollen sie auch sehr geschickt mit der Nadel seyn, und sich nicht übel auf das Gerben der Thierhäute verstehen. Der Gebrauch der Nähnadeln ist ihnen schon lange bekannt; sie bekommen sie theils von den Russen, theils von den Sinesen; auch wissen sie, wie man mit einem Stahl und Stein Feuer schlägt, sie ziehen aber doch immer ihre alte Art vor; sie nehmen nemlich zwei Stäbchen, die sie an einander

reiben, bis sie sich entzünden, und brauchen dabei geklopftes Gras anstatt des Zunders. Gefäße, Kessel, Beile, Messer und was dergleichen mehr ist, tauschen sie alles von den Russen ein. Können sie sich nun zu ihrer Arbeit auch ein Glas Schnaps verschaffen, so geht alles noch einmal so lustig; sie selbst aber verstehen nicht die Kunst, welchen zu brennen, haben auch gar nicht die Mittel dazu; denn es fehlt ihnen an Obst und Getraide. Weil sie aber doch manchmal ein Räuschchen haben wollen, so kochen sie Fliegenschwämme mit Weiderichblättern ab, und trinken dieses eckelhafte und giftige Getränke. Es kommt das aber jetzt nur selten mehr vor, denn Branntwein und Tabak schmeckt ihnen viel besser.

Für heute bin ich müde; morgen ein mehrers!

Die Ostiaken.

Eine sibirische Nation.

Die Kamtschadalen wohnen den Tunguſen zur rechten; die Ostiaken aber, wovon ihr hier einen abgebildet ſehet, wohnen ihnen zur linken, hier am Obiſluß. Seht ihr den kleinen Kerl hier in ſein Winterkleid eingehüllt, mit einem Pelz über dem Kopf, ein Paar Schrittſchuhen an den Füßen, und einen Stock, unten wie ein Rad geformt, in den Händen?

Karl. Wie kann er denn auf so ungeheuer langen Schlittschuhen fahren?

Vater. Ich sagte nicht Schlittschuhe, sondern Schrittschuhe. Es sind das leichte lange Brettchen, an beiden Enden etwas aufgebogen, die sie an die Füße binden, damit sie nicht in den Schnee einsinken, sondern flink darüber wegschreiten können. Eben deswegen machen sie auch eine Art Scheibe oder Rad unten an ihren Stock, denn sonst können sie sich ja nicht darauf stützen. Diese Schritt- oder Schneeschuhe und Stöcke kommen ihnen recht gut zu statten, wenn sie im Winter auf die Rennthier- oder Elendthier-Jagd ausgehen, oder wenn sie den Bären nachstellen, oder den Füchsen Fallen legen; denn in Sibirien liegt der Schnee fürchterlich hoch, und bleibt sehr lange liegeu, weil die Kälte so groß ist, daß öfters das Queckfilber gefriert, und im Sommer die Erde kaum eine Spanne tief aufthaut, obgleich die Sonne ziemlich heiß scheint. Mit dem Feldbau ist daher über den 60sten Grad hinauf nichts mehr zu machen; es wird kein Korn reif, und noch weiter, gegen das Eismeer hin, sieht man gar keine Bäume mehr, sondern es ist da das Land nichts mehr als ein ungeheurer, mit Moos überwachsener Morast. Die Ostiaken wohnen aber nicht so gar nördlich, sondern mehr gegen Süden, hier gegen Tobolsk hin.

Lottchen. Von was leben denn die Ostiaken?

Vater. Ei nun, der Mensch lebt ja nicht vom Brod alleine. Die Ostiaken sind ein Fischervolk, das den ganzen Sommer hindurch an dem fischreichen Obi und andern Flüssen und Seen herumzieht; im Winter aber sind sie Jäger. Dann schwärmen sie Monate lang mit ihren Schlitten in den Wildnissen herum, und lauern auf wilde Thiere, die sie theils mit List, theils mit Gewalt angreifen und erlegen. Im Sommer ist ihnen jedoch die Jagd nur eine Nebensache, da denken sie an nichts als an die Fischerei. Mit dem Monat Juni geht das Leben an den Flüssen an, und da fangen sie in kurzer Zeit der Fische eine so große Menge, daß sie nicht mehr wissen, wo sie mit hinaus sollen. Zwar verkaufen sie eine große Quantität an die Russen, und räuchern einen reichlichen Vorrath auf den Winter; es bleiben ihnen aber doch noch immer mehr, als sie verzehren können. Gemeiniglich kochen oder braten sie sie; oft aber verzehren sie solche auch ganz roh, deswegen stinken sie aber auch im Sommer aus dem Hals, daß einem der Athem vergehen möchte. Ueberhaupt geht es bei den Ostiaken eben so unreinlich zu, als bei den Kamtschadalen und Tungusen. Da wird gewiß eine Schüssel aufgewaschen, eine schmutzige Hand gereiniget, oder eine Hütte gekehrt?

Kein Gedanke! Menschen und Hunde fressen aus einem Troge, den niemand auszuspülen verlangt. Ihre Winterwohnungen sind von dem beständigen Feuern und Braten so fett mit Ruß überzogen, daß er wie Eiszapfen an der Decke herabhängt. Der Unrath von Menschen und Hunden wird den ganzen Winter hindurch nicht weggeschaft; wenn ein Kind sich seiner Nothdurft zu entledigen hat, so gibt es sich nicht erst die Mühe, vor die Hütte hinaus zu gehen, sondern es setzt sich in den nächsten Winkel, und da bleibt alles liegen, bis man die Sommerwohnung bezieht; denn alle Völkerschaften in jenen nördlichen Gegenden haben Sommer- und Winterhütten. Die Sommerhütten sind so eingerichtet, daß man sie leicht abbrechen und an einem andern Ort wieder aufschlagen kann; die Winterhäuser aber bleiben wo sie sind. Oft stehen ihrer zwölf bis funfzehn beisammen, und das nennt man alsdann ein Dorf. Wie armselig es in solchen Dörfern aussieht, kann ich euch nicht beschreiben. Die Fenster sind ein Stück Eis, das die Ostiaken in ein dazu offengelassenes Loch richten und angefrieren lassen. Ihr ganzes Hausgeräthe besteht aus einigen Kesseln, hölzernen Gefäßen und Schlafmatten. Diejenigen Mütter, welche Kinder haben, lassen sich von ihren Männern eine Wiege aus Birkenrinde machen. In diese Wiege kommt fein gerie-

benes faules Holz, und auf dieses Holzpulver wird das Kind gelegt, mit einem Stück Pelz zugedeckt, fest eingeschnürt, und zusamt der Wiege außen vor der Hütte aufgehängt; vermuthlich aber nur bei gelindem Wetter, nicht in den rauhen Wintermonaten.

Nettchen. Warum denn aber vor der Hütte, und nicht in derselben?

Vater. Vermuthlich, damit die Mütter mehr Platz zu ihren Hausgeschäften behalten, denn alle Arbeit liegt auf den Weibern; sie müssen das Essen kochen, den Männern die Kleider machen, trocknen, ausbessern, die Fische reinigen, das Leder gerben, kurz alles ganz allein thun. Der Mann bekümmert sich um nichts, als seine Jagd und seinen Fischfang. Kommt er nun nach Hause, so legt er sich in einen Winkel und schläft, oder er setzt sich htn und läßt sich von seiner theuern Ehehälfte unter seinen zusammengefilzten Haaren die Läuse absuchen.

Lottchen. Sie werden sie aber doch nicht zerbeissen und essen, wie die Kamtschadalen?

Vater. Nicht anders! Alles solches Ungeziefer wird von ihnen verschlungen . . . .

(Die Kinder schüttelten sich, und jedes drückte auf seine Art seinen Abscheu aus.)

Soll ich euch jetzt noch etwas von der Jagd der Ostiaken erzählen? fuhr der Vater fort.

Im Herbste, sobald der erste Schnee gefallen ist, schnallen sie ihre Schneeschuhe an, und machen ihre Bogen und Pfeile zurecht, die theils eiserne, theils knöcherne Spitzen haben; ihren Mundvorrath aber, und was sie noch sonst brauchen, z. B. Fuchsfallen u. dgl. packen sie auf einen Schlitten, und machen sich auf den Weg. Haben sie den Abend vorher genießt, so zweifeln sie gar nicht, daß ihre Jagd glücklich seyn werde; kommt dem Jäger aber erst im Fortgehen das Niesen an, so ist das schon ein schlimmes Zeichen, und er sucht es nach Möglichkeit zu verhindern. Muß es aber doch wider seinen Willen geschehen, so kehrt er gemeiniglich wieder nach Haus zurück, denn an einem solchen Unglückstag ist weiter nichts zu machen. Fällt jedoch die Jagd glücklich aus, und es wird ein Elend- oder ein Rennthier erlegt, dann ist eine Freude und ein Jubel. Alle Freunde und Bekannte werden zusammen gebeten, und das Wild wird gemeinschaftlich verzehrt. Schießen sie aber ein großes Thier weit von ihren Wohnungen, so ziehen sie ihm bloß die Haut ab; das Fleisch aber vergraben sie in tiefen Schnee, an einem kenntlichen Ort, wo sie es nachher mit Rennthieren oder Hunden abholen. Alle weichen Theile solcher Thiere, wie z. B. Lunge, Leber, Nieren, Mark, werden roh gegessen, das übrige aber braten oder räuchern sie. Sie speisen

ohne Unterschied auch das Fleisch von Bären, Füchsen, Eichhörnchen und sogar todtes Aas, und dabei sind sie so gastfrei, daß sie euch alle beim Essen behalten würden, wenn ihr bei ihnen einkehrtet, ob sie euch gleich nicht kennen. Dabei würden sie euch auch abgesottenen Fliegenschwamm vorsetzen, um euch ein Räuschchen anzuhängen. Diese Pfifferbrühe macht die Leute witzig, und nach und nach so ausgelassen, daß sie singen, springen, jauchzen, dichten und ungewöhnliche Kräfte zeigen. Nach zwölf bis sechzehn Stunden schläft man aber ein, und wenn man dann erwacht, so ist man von der starken Anstrengung wie zerschlagen; der Kopf aber ist nicht so wüste, wie bei einem Branntweinrausch.

Karl. Nun, bei den Ostiaken werde ich mir wohl keinen Rausch trinken; ich will mir aber doch einmal zu Hause einen solchen Spaß mit Fliegenschwamm machen.

Vater. Um des Himmels willen nicht, wenn dir Leben und Gesundheit lieb ist! Es gibt der Fliegenschwämme gar mancherlei Arten; kannst du nun wissen, welche Gattung die unschädliche ist? In unserer Gegend sind sie meistens wahres Gift, und man hat sehr viele Beispiele von ganzen Familien, die dadurch um das Leben gekommen sind. Wir wollen immer den Sibiriern ihre eckelhafte Brühe

mit ihren übrigen Unflätereien überlassen. Ein stärkendes Glas Wein, oder auch nur ein gutes nahrhaftes Bier, ist ungleich besser. Wir haben sie überhaupt um gar nichts zu beneiden; auch von ihren fleißigen Weibern möchte ich keine, wenn man mir sie schenkte; viel weniger würde ich eine um theuern Preis kaufen.

Lottchen. Sie werden doch nicht die Mädchen verhandeln?

Vater. Allerdings! für ein Mädchen wie du z. B. könnte ich vielleicht zwanzig Rennthiere bekommen, und für ein Mädchen wie Nettchen wohl funfzig Rennthiere und einen ganzen Haufen Pelzwerk.

Lottchen. Das ist wohl Spaß; ich möchte wissen, warum Nettchen mehr gelten sollte als ich. Ueberhaupt kann man Mädchen wie wir, gar nicht mit Rennthieren bezahlen, wenn man auch eine ganze Heerde für uns geben wollte.

Vater. Seht doch die kleine Eitelkeit! Gib acht Lottchen, gib acht! Ich besorge immer, es möchte dein künftiger Freyer noch Rennthiere von dem Vater verlangen. Ihr deutschen Mädchen seyd zwar im Ganzen hübscher als die Ostiakinnen; ihr habt keine dunkelrothen Haare und keine so platten Gesichter; hingegen seyd ihr auch nicht so genügsam. Ihr begnügt euch nicht mit einem Schlafrock

von Pelz, einem Schleier und einigen Ohrengehängen; ihr geht im Sommer nicht barfaß, ihr verlangt schöne Kleider, eine bequeme Wohnung, zierliches Hausgeräthe; dieß alles erfordert Aufwand. Die Väter sind daher froh, wenn man ihnen ihre Töchter umsonst abnimmt, und geben ihnen wohl gar, wenn sie reich sind, noch eine ansehnliche Brautsteuer mit.

Nettchen. Wissen Sie aber auch, daß das eine rechte Demüthigung für uns ist? Wenn jedoch die Ostiaken ihre Weiber kaufen, so halten sie sie gewiß wie Sklavinnen; und das tröstet mich noch.

Vater. Da hast du recht! die Ostiakinnen werden härter gehalten als unsere Mägde; und mancher solcher kleine, dünnbeinige, blaßgelbe Knirps übt eine tyrannische Herrschaft über seine Weiber aus; denn es darf jeder heirathen so viel er will.

Nein, nein! schrieen Nettchen und Lottchen, einen solchen Mann mit seiner schmutzigen Hütte möchten wir nicht, wenn er auch tausend Rennthiere um uns geben wollte, und wenn wir auch gleich hier in Deutschland lebenslang Mädchen bleiben müßten!

Drei und zwanzigster Abend.

Die Samojeden.

Eine Nation im nördlichen Sibirien.

Ihr kommt heute mit mir in das kalte, öde, rauhe, unwirthbare Samojedenland, hier an den Küsten des Eismeeres, vom weißen Meere bis an den Lenafluß. Wir finden da wenig Menschen; aber destomehr weiße Bären, und schwarze, blaue

und weiße Füchse, mit welchen die Samojeden in ewigem Kriege leben. Auch treffen wir in Samojedien eine Menge wilder und zahmer Rennthiere an. Mancher Hausvater besitzt deren eine Heerde von hundert bis hundert und funfzig Stück. Und diese Thiere sind keine geringe Wohlthat in einem so kalten Lande, wo Pferde, Ochsen und Schafe elendiglich verhungen müßten, weil in dem kurzen Sommer nie so viel Gras wächst, daß man sie im Winter davon ernähren könnte. Die genügsamen Rennthiere hingegen scharren das Moos unter dem Schnee hervor, und befinden sich bei dieser magern Kost ganz vortrefflich. Sie machen ihren Besitzern wenig Beschwerde, und sind für sie von außerordentlichem Nutzen. Sie ziehen ihre Schlitten; sie dienen ihnen als Lastthiere; in ihre Häute kleiden sich die Samojeden und bedecken damit ihre Jurten oder Hütten; von ihrem Fleische leben sie, und ihr Blut trinken sie. Die Kunst aber, sie zu melken und aus der Milch Butter und Käse zu machen, verstehen sie nicht, und das ist wirklich Schade. Ihr seht aber wohl, daß dessen ungeachtet die Samojeden bei einer so starken Viehzucht wenig Noth leiden; denn wie viel Thiere erlegen sie nicht auf der Jagd? Und was sie schießen, das essen sie auch; es gibt also

bei

bei ihnen Bären- und Füchsebraten, Hunde und Katzen hingegen wollen sie nicht essen; auch scheuen sie sich vor Hermelinen, Eichhörnchen und Schlangen; übrigens aber ist es ihnen einerlei, ob das Thier geschlachtet worden, oder krepirt ist. Ein vorzüglicher Leckerbissen ist für sie das Wallfischaas, das bisweilen von dem Meere an den Strand getrieben wird. Sobald sie etwas dergleichen entdecken, wird es ungesäumt auf das feste Land geschafft, zerlegt und nach Hause geführt. Dann geht es an ein Schmaußen, das mehrere Tage lang fortdauert. Und dabei kommt ihnen der russische Branntwein, den sie gegen Pelzwerk eintauschen, vortrefflich zu statten. Die Flasche geht lustig herum, und das Gastmahl endigt sich mit einem derben Rausch aller Gäste. Die Weiber aber dürfen bei einem solchen Gelage nie mit zu Tische sitzen. Ihre Schuldigkeit ist, ihren Herren und Gebietern aufzuwarten, und mit dem vorlieb zu nehmen, was übrig bleibt.

Nettchen und Lottchen. Und das lassen sie sich gefallen? Hätten wir nur einen solchen Purschen zum Manne; wir wollen schon sehen, wer hinter dem Stuhl stehen müßte.

Vater. O das ist noch lange nicht genug; die Weiber müssen sich wohl noch andere Demü-

thigungen gefallen lassen. Sie werden für unrein gehalten, und die meisten Sachen, die sie anfassen und gebrauchen, werden ebenfalls so lange für unrein angesehen, bis sie mit brennenden Rennthierhaaren durchräuchert worden sind. Um keinen Schlitten darf eine Samojedin herumgehen, sondern sie muß unten durchkriechen, weil es sonst eine unglückliche Fahrt geben würde. Wird sie von einem Kinde entbunden, so darf sie zwei Monate lang keine Speise anrühren, oder ihrem Manne etwas reichen. Und diese freundliche Behandlung fängt schon im Brautstande an. Wenn sich ein Mann eine Frau gekauft hat, so holt er sie mit Gewalt aus dem Haus ihrer Aeltern, bindet sie fest auf einen Schlitten und führt sie nach Hause, wo sie seine Magd bleibt, so lange sie lebt. Da nun die Samojedinnen sehr junge heirathen, so können sie ihr Leben wenig genießen.

Lottchen. In welchem Alter verheirathen sie sich denn ungefähr.

Vater. In deinem Alter, nämlich im zwölften Jahre, sind manche schon Mutter.

Unmöglich, schrieen die Kinder. Wenn sie nun, wie bei uns, bis zum vierzigsten oder fünf und vierzigsten Jahr in die Wochen kommen, so

mag manche ein schönes Häufchen Kinder zusammen bringen.

Vater. Ach nein! schon mit dem dreißigsten Jahr hören sie auf zu gebären, und ihre Kinder sind meistens schwächlich und sterben bald wieder. Von dem frühen Heirathen und dem kalten Klima mag es auch herrühren, daß alle Samojeden sehr kleine Leutchen bleiben. Da ist mancher kaum viermal so lang als mein Pantoffel.

Ho, ho! schrieen die Kinder, das sind ja wahre Liliputaner. Kommt, wir wollen uns auch mit dem Pantoffel messen. — Da fand sich nun, daß das vorwitzige Lottchen, die sich doch auf ihre Größe etwas zu gut that, selbst kaum vier Pantoffellängen hatte.

Wenn ich aber auch nicht viel größer bin, sprach sie lachend und ein wenig beschämt, so bin ich doch gewiß viel hübscher . . . .

Nun, sagte der Vater, dazu gehört freilich nicht viel; zumal wenn du dich mit den Männern vergleichst, die mit ihren kurzen Beinen, dicken Köpfen, breiten und flachen Gesichtern, plattgedrückten Nasen, großen Ohren, kleinen Augen und langem Munde, freilich nicht viel vorstellen; die Frauenzimmer sehen aber schon ein wenig bes-

ser aus; sie sollen keine so gar borstigen Haare und keine so braungelbe Haut haben; aber sie sind noch kleiner als die Männer. Ueberdem machen sie auch mehr Staat. Sie haben recht zierliche Kleider von gegerbten Fischhäuten, mit Thiersehnen gestickt, und mit Marder, Zobel und weißem Fuchspelz verbrämt; auch oft mit Glaskorallen und Klimperwerk behangen. Sie tragen lederne Hosen und eine Pelzkappe, unter welcher zwei zierliche Zöpfe bis über die Brust herabfallen. Auch haben sie manchmal einen netten Anzug von Vogelpelzen.

Nettchen. Und die Männer?

Vater. Sie sind beinahe eben so gekleidet. Hier seht ihr es noch anschaulicher auf dem Kupfer.

Sind denn die Samojeden in ihrem Hause auch so abscheuliche Schweine wie die Ostiaken und Kamtschadalen, fragte ganz leise der kleine Ludwig.

Sie sind um kein Haar besser, antwortete der Vater. Vier, fünf und mehr Familien haben öfters nur einen Kessel, worin sie alles, was sie haben, ohne es vorher zu reinigen, mit blossem Wasser kochen. Nach dem Essen wird nie eine Schüssel gespült, und in ihren Hütten bleibt

aller Unrath angehäuft. Oft aber geben sie sich nicht einmal die Mühe, ihr Fleisch zu kochen, sondern sie essen es roh, und waschen nie ihre blutigen Hände. Eben so halten sie es mit den Fischen; den ganzen Sommer machen sie sich, so wie die Ostiaken, mit der Fischerei zu schaffen, und die ganze Unreinlichkeit derselben bei diesem Geschäfte ist auch bei den Samojeden eingeführt. Mitten unter ihrem Unrath sind sie aber doch große Freunde der Frölichkeit; sie lieben Musik, Tanz und Gesang. An natürlichen Fähigkeiten fehlt es ihnen gar nicht; aber sie sind abergläubisch, ungesittet und gefühllos, gleichgültig gegen alles, was sie umgibt, und gegen sich selbst. Sie fühlen daher auch nicht sonderlich den Mangel unserer nothwendigsten Bedürfnisse. Sie kennen weder Brod noch Salz; sie leiden beständig durch das rauhe Klima; sie genießen nicht die geringste Bequemlichkeit: dieß alles aber achten sie nicht. Sie leben auf ihre Art so vergnügt als wir; und wenn sie ausgelebt haben, so ist es ihnen im Grunde einerlei, ob sie von Würmern oder von Füchsen gefressen werden, denn sie sind auch dieß schon bei ihren Todten gewohnt. Ihr müßt aber nicht glauben, daß sie die Leichen unbegraben lassen; sie suchen ihnen allerdings ein Grab zu

machen; auf den kalten Küsten des Eismeers aber, wo den größten Theil des Jahres der Boden felsenhart gefroren ist, ist das oft platterdings unmöglich. Sie verscharren daher ihre Todten im tiefen Schnee, so lange bis der Sommer kommt; bis dahin aber werden sie öfters von den Füchsen und andern Raubthieren wieder herausgewühlt und ohne Gnade gefressen. Halten sie sich aber im Schnee, bis man wieder in die Erde kann, so bekommen sie ein Grab, aber keinen Sarg. Man stürzt dem Todten bloß einen Kessel über den Kopf, und damit es ihm in der andern Welt nicht an Waffen fehle, auf die Jagd zu gehen, so legen sie ihm seinen Bogen und seine Pfeile an seine Seite. Auf seinem Grabe wird hierauf noch ein Rennthier als Todtenopfer geschlachtet, und damit hat der Lebenslauf des Samojeden ein Ende.

Vier und zwanzigster Abend.

Die Lappländer.

Eine Nation im nördlichen Europa.

Husch, husch, husch! schrie Nettchen, und sprang ganz in Muff und Winterkleider eingebaut zur Thüre herein. In Sibirien ist es nicht kälter als heute bei uns; ich spüre meine Füße nicht mehr, und die Hände kann ich kaum bewegen. Gott bewahre mich

vor Sibirien; nein, lieber wollte ich nicht leben, als fort und fort eine solche Kälte ausstehen.

Indem sie so redete trippelte und tanzte sie in der Stube herum, daß es eine Lust war, und hauchte in ihre Hände und rieb sie was sie konnte. Gar gerne hätte sie sich an den warmen Ofen gestellt; aber Lottchens Mutter, die gar wohl wußte, daß die Kinder Winterbeulen bekommen, wenn sie die von Frost starren Hände zu schnell in eine große Wärme bringen, verhinderte es, und Nettchen mußte noch lange in dem Zimmer herumtanzen, bis sie vollends warm wurde. Sie war mit ihren Aeltern auf dem Lande gewesen, und der rauhe Nordwind hatte sie durch und durch geweht.

Lieber Onkle, fragte sie den Vater, als er um die gewöhnliche Stunde wieder hereintrat, um seine Erzählungen fortzusetzen, führst du uns denn wieder in ein so rauhes Land, wie Samojedien? Ich bin schon hier halb erfroren, wie würde es uns erst dort gehen.

Wir kommen heute nach Lappland, sprach der Vater; das ist aber auch unsre letzte Reise; und weil es heute so gar grimmig kalt ist, so wollen wir sie so nahe als möglich an dem warmen Ofen machen. Also nur zusammengerückt, alle Thüren hübsch zu und die Läden angezogen. So

mag

mag immer hier der kalte Herr Boreas über die Schneefelder hinblasen; in unserm warmen Stübchen lachen wir ihn aus, und lassen ihn wüthen, so lange er will.

Nein, Kinder, so gut wie uns, geht es den Lappen nicht. Bei ihnen sind die Winter noch viel rauher als hier, zumal in den nördlichsten Gegenden, und sie können ihnen nicht so trotzen wie wir. Statt in bequemen Häusern, wohnen sie in zeltähnlichen Hütten, deren Gerippe aus Pfählen bestehen, die sie in die Erde stoßen, und oben zu einem runden Gewölbe zusammen biegen. Im Winter werden selbige mit Erde und Rasen gedeckt, und das hält zwar die Kälte ziemlich ab; dagegen aber müssen sie innen vor Rauch beinahe ersticken, denn es ist da kein anderer Rauchfang, als ein Loch, das sie oben offen lassen. Deswegen leiden auch die meisten Lappen an den Augen, und viele werden wohl ganz blind. Im Sommer geht es aber schon besser; da wird das Feuer nicht in den Hütten geschürt, und sie ziehen beinahe beständig in der freien Luft herum; entweder jagen sie, oder sie gehen auf den Fischfang, oder sie hüten ihre Rennthiere. Denn ihr müßt wissen, daß die Lappen in Gebirglappen und Seelappen eingetheilt werden.

Die Gebirglappen sind ein Hirtenvolk, das die Jagd und den Fischfang nur als Nebensache treibt. Man findet da manchen reichen Kauz, der eine Heerde von fünfhundert bis tausend Stück Rennthieren auf der Weide hat, und dabei besitzt er wohl noch daneben brav Geld und Silbergeräthe, welches er von den Nordländern für seine Rennthierhäute und allerlei Pelzwerk löset, und das so leicht nicht wieder ausgegeben wird; denn außer Flinten, Beilen, Messern und anderm Hausgeräthe braucht der Lappe beinahe nichts von Fremden zu kaufen; alles, was er zu seinem erbärmlichen Leben nöthig hat, das findet er zu Hause. Das Geräthe von Holz schnitzt er sich selbst; alles, was er zu seiner Nahrung bedarf, das liefern ihm die Rennthiere. Ihre Milch ist sein Getränke; er macht aus derselben wohlschmeckende Käse, die so fett sind, daß sie brennen, wenn man sie an das Licht hält. Auch findet ihr bei ihnen Würste aus Rennthierblut mit Heidelbeeren, wenn ihr Appetit dazu habt; oder wenn ihr lieber eine kalte Schale wollt, so setzen sie euch Milch vor, die sie mit Preußel- und Moosbeeren haben zusammenfrieren lassen. Auch an Butter fehlt es nicht, und zur Abwechslung haben sie, außer dem Rennthierfleisch, auch noch gebratene Bären und Seehunde. Mit Füchsen, Wölfen und andern Raub-

thieren dürft ihr ihnen aber nicht kommen; alle Thiere dieser Art sind aus ihrer Küche verbannt.

Großen Dank für Bären und Seehunde, sprach das schnippische Lottchen, zumal wenn es bei ihnen so schön appetitlich zugeht, wie bei den Kalmücken, Kamtschadalen, Tungusen, Samojeden und Ostiaken . . . .

Vater. Nein! das muß ich sagen, so gar arg ist es nicht. Sie breiten doch wenigstens, wenn sie essen, eine Matte auf dem Boden aus, und haben Löffel, Messer und Gabel. Auch essen sie nicht alle zusammen aus einem Troge, sondern jedem wird seine Portion vorgelegt, wie bei uns. Vor und nach dem Essen beten sie sogar ein kurzes Gebet, denn die Lappen sind größtentheils Christen, dahingegen die Samojeden meistens Heiden sind.

Ueberhaupt sind die Lappen, wegen ihres Umgangs mit den Schweden, Russen und Norwegern, nicht so ganz ungebildet wie andere nordische Nationen. Wenn ihr sie besuchtet, so würden sie sprechen: Buariß! (Sey gegrüßt), es freut mich euch bei mir zu sehen, ihr lieben Rennthierochsen; dabei würden sie euch die Hand reichen und euch küssen. Dann würden sie euch ihre Kleider hinbreiten und euch nöthigen, den vornehmsten Platz zwischen dem Hausherrn und der Hausfrau einzunehmen; auch

würden sie euch Früchte und Rauchtoback vorsetzen, und ganz vertraulich ihr Pfeifchen neben euch rauchen, wobei sie von Zeit zu Zeit in die Hand spucken und den Speichel in die Nase ziehen würden.

Die Kinder. Allerliebst! da sieht man schon, daß sie eine feinere Lebensart besitzen als ihre Nachbarn.

Vater. Nein, ohne Scherz! die Gebirgslappen sind wirklich nicht so roh wie Samojeden und Ostiaken. Daß sie euch Rennthierochsen nennen, daß ist so böse nicht gemeint; es ist das bei ihnen eine Schmeichelei, so wie man bei uns sagt mein Lämmchen, mein Schäfchen .... Das Händespucken will mir freilich nicht recht gefallen; aber ländlich, sittlich.

Karl. Sie nennen nur immer die Berglappen; was ist denn das Geschäfte der Seelappen?

Vater. Die Seelappen beschäftigen sich beinahe ganz allein mit der Jagd und der Fischerei. Im Sommer ziehen sie an den Seen herum; im Winter wohnen sie in Wäldern, wo sie jagen. Zwar haben sie nebenher auch einige zahme Rennthiere; aber nicht viele. Dagegen setzen sie desto hitziger den wilden Rennthieren zu. Sie laufen ihnen mit ihren Schneeschuhen nach, holen sie ein, und schlagen sie mit Keulen todt. Eben so geht es den

Wölfen und allem großen Wild, das in dem tiefen Schnee nicht schnell fortkommen kann. Das kleine Wild hingegen, und auch die Bären, die mit ihren breiten Tatzen nicht so tief einsinken, und sich mit denselben besser wehren können, schießen sie mit Flinten todt. Ist es schlimmes Wetter, so machen sie sich allerlei Geschäfte zu Hause. Sie zimmern Kähne und Schlitten, machen Rennthiergeschirre, Gefäße und dergleichen; die Weiber aber stricken Netze; räuchern Fleisch und Fische, melken die Rennthiere, gerben Pelzwerk, machen Männerröcke, Weiberhosen, Gürtel, Schuhe, Brusttücher, Mützen von Ratzenfellen ....

Lottchen. Du wirst dich versprochen haben, lieber Vater, du sagtest Weiberhosen?

Vater. Ja, ja! Weiberhosen. Die Weiber tragen nicht nur bei den Lappen, sondern auch bei den Samojeden und Ostiaken Hosen von Thierfellen. Ihr Oberkleid hat eben denselben Schnitt, wie bei den Männern; hier seht ihr es auf dem Kupfer abgebildet. Die Weiber aber tragen dabei noch allerlei Schmuck an den Ohren, auf dem Kopf, an dem Hals, dem Gürtel u. s. w. und er soll ihnen, ungeachtet ihres platten Gesichtes und ihrer kleinen Figur, gar nicht übel stehen. Ihr müßt nämlich wissen, daß die Lappen auch

Die Ostiaken.

Eine sibirische Nation.

Die Kamtschadalen wohnen den Tungusen zur rechten; die Ostiaken aber, wovon ihr hier einen abgebildet sehet, wohnen ihnen zur linken, hier am Obiflu\u00df. Seht ihr den kleinen Kerl hier in sein Winterkleid eingehüllt, mit einem Pelz über dem Kopf, ein Paar Schrittschuhen an den Füßen, und einen Stock, unten wie ein Rad geformt, in den Händen?

Karl. Wie kann er denn auf so ungeheuer langen Schlittschuhen fahren?

Vater. Ich sagte nicht Schlittschuhe, sondern Schrittschuhe. Es sind das leichte lange Brettchen, an beiden Enden etwas aufgebogen, die sie an die Füße binden, damit sie nicht in den Schnee einsinken, sondern flink darüber wegschreiten können. Eben deswegen machen sie auch eine Art Scheibe oder Rad unten an ihren Stock, denn sonst könnten sie sich ja nicht darauf stützen. Diese Schritt- oder Schneeschuhe und Stöcke kommen ihnen recht gut zu statten, wenn sie im Winter auf die Rennthier- oder Elendthier-Jagd ausgehen, oder wenn sie den Bären nachstellen, oder den Füchsen Fallen legen; denn in Sibirien liegt der Schnee fürchterlich hoch, und bleibt sehr lange liegeu, weil die Kälte so groß ist, daß öfters das Queckfilber gefriert, und im Sommer die Erde kaum eine Spanne tief aufthaut, obgleich die Sonne ziemlich heiß scheint. Mit dem Feldbau ist daher über den 60sten Grad hinauf nichts mehr zu machen; es wird kein Korn reif, und noch weiter, gegen das Eismeer hin, sieht man gar keine Bäume mehr, sondern es ist da das Land nichts mehr als ein ungeheurer, mit Moos überwachsener Morast. Die Ostiaken wohnen aber nicht so gar nördlich, sondern mehr gegen Süden, hier gegen Tobolsk hin.

Lottchen. Von was leben denn die Ostiaken?

Vater. Ei nun, der Mensch lebt ja nicht vom Brod alleine. Die Ostiaken sind ein Fischervolk, das den ganzen Sommer hindurch an dem fischreichen Obi und andern Flüssen und Seen herumzieht; im Winter aber sind sie Jäger. Dann schwärmen sie Monate lang mit ihren Schlitten in den Wildnissen herum, und lauern auf wilde Thiere, die sie theils mit List, theils mit Gewalt angreifen und erlegen. Im Sommer ist ihnen jedoch die Jagd nur eine Nebensache, da denken sie an nichts als an die Fischerei. Mit dem Monat Juni geht das Leben an den Flüssen an, und da fangen sie in kurzer Zeit der Fische eine so große Menge, daß sie nicht mehr wissen, wo sie mit hinaus sollen. Zwar verkaufen sie eine große Quantität an die Russen, und räuchern einen reichlichen Vorrath auf den Winter; es bleiben ihnen aber doch noch immer mehr, als sie verzehren können. Gemeiniglich kochen oder braten sie sie; oft aber verzehren sie solche auch ganz roh, deswegen stinken sie aber auch im Sommer aus dem Hals, daß einem der Athem vergehen möchte. Ueberhaupt geht es bei den Ostiaken eben so unreinlich zu, als bei den Kamtschadalen und Tungusen. Da wird gewiß eine Schüssel aufgewaschen, eine schmutzige Hand gereiniget, oder eine Hütte gekehrt?

Kein Gedanke! Menschen und Hunde fressen aus einem Troge, den niemand auszuspülen verlangt. Ihre Winterwohnungen sind von dem beständigen Feuern und Braten so fett mit Ruß überzogen, daß er wie Eiszapfen an der Decke herabhängt. Der Unrath von Menschen und Hunden wird den ganzen Winter hindurch nicht weggeschaft; wenn ein Kind sich seiner Nothdurft zu entledigen hat, so gibt es sich nicht erst die Mühe, vor die Hütte hinaus zu gehen, sondern es setzt sich in den nächsten Winkel, und da bleibt alles liegen, bis man die Sommerwohnung bezieht; denn alle Völkerschaften in jenen nördlichen Gegenden haben Sommer- und Winterhütten. Die Sommerhütten sind so eingerichtet, daß man sie leicht abbrechen und an einem andern Ort wieder aufschlagen kann; die Winterhäuser aber bleiben wo sie sind. Oft stehen ihrer zwölf bis funfzehn beisammen, und das nennt man alsdann ein Dorf. Wie armselig es in solchen Dörfern aussieht, kann ich euch nicht beschreiben. Die Fenster sind ein Stück Eis, das die Ostiaken in ein dazu offengelassenes Loch richten und angefrieren lassen. Ihr ganzes Hausgeräthe besteht aus einigen Kesseln, hölzernen Gefäßen und Schlafmatten. Diejenigen Mütter, welche Kinder haben, lassen sich von ihren Männern eine Wiege aus Birkenrinde machen. In diese Wiege kommt fein gerie-

benes faules Holz, und auf dieses Holzpulver wird das Kind gelegt, mit einem Stück Pelz zugedeckt, fest eingeschnürt, und zusamt der Wiege außen vor der Hütte aufgehängt; vermuthlich aber nur bei gelindem Wetter, nicht in den rauhen Wintermonaten.

Nettchen. Warum denn aber vor der Hütte, und nicht in derselben?

Vater. Vermuthlich, damit die Mütter mehr Platz zu ihren Hausgeschäften behalten, denn alle Arbeit liegt auf den Weibern; sie müssen das Essen kochen, den Männern die Kleider machen, trocknen, ausbessern, die Fische reinigen, das Leder gerben, kurz alles ganz allein thun. Der Mann bekümmert sich um nichts, als seine Jagd und seinen Fischfang. Kommt er nun nach Hause, so legt er sich in einen Winkel und schläft, oder er setzt sich htn und läßt sich von seiner theuern Ehehälfte unter seinen zusammengefilzten Haaren die Läuse absuchen.

Lottchen. Sie werden sie aber doch nicht zerbeissen und essen, wie die Kamtschadalen?

Vater. Nicht anders! Alles solches Ungeziefer wird von ihnen verschlungen . . . .

(Die Kinder schüttelten sich, und jedes drückte auf seine Art seinen Abscheu aus.)

Soll ich euch jetzt noch etwas von der Jagd der Ostiaken erzählen? fuhr der Vater fort.

Im Herbste, sobald der erste Schnee gefallen ist, schnallen sie ihre Schneeschuhe an, und machen ihre Bogen und Pfeile zurecht, die theils eiserne, theils knöcherne Spitzen haben; ihren Mundvorrath aber, und was sie noch sonst brauchen, z. B. Fuchsfallen u. dgl. packen sie auf einen Schlitten, und machen sich auf den Weg. Haben sie den Abend vorher genießt, so zweifeln sie gar nicht, daß ihre Jagd glücklich seyn werde; kommt dem Jäger aber erst im Fortgehen das Niesen an, so ist das schon ein schlimmes Zeichen, und er sucht es nach Möglichkeit zu verhindern. Muß es aber doch wider seinen Willen geschehen, so kehrt er gemeiniglich wieder nach Haus zurück, denn an einem solchen Unglückstag ist weiter nichts zu machen. Fällt jedoch die Jagd glücklich aus, und es wird ein Elend = oder ein Rennthier erlegt, dann ist eine Freude und ein Jubel. Alle Freunde und Bekannte werden zusammen gebeten, und das Wild wird gemeinschaftlich verzehrt. Schießen sie aber ein großes Thier weit von ihren Wohnungen, so ziehen sie ihm bloß die Haut ab; das Fleisch aber vergraben sie in tiefen Schnee, an einem kenntlichen Ort, wo sie es nachher mit Rennthieren oder Hunden abholen. Alle weichen Theile solcher Thiere, wie z. B. Lunge, Leber, Nieren, Mark, werden roh gegessen, das übrige aber braten oder räuchern sie. Sie speisen

ohne Unterschied auch das Fleisch von Bären, Füchsen, Eichhörnchen und sogar todtes Aas, und dabei sind sie so gastfrei, daß sie euch alle beim Essen behalten würden, wenn ihr bei ihnen einkehrtet, ob sie euch gleich nicht kennen. Dabei würden sie euch auch abgesottenen Fliegenschwamm vorsetzen, um euch ein Räuschchen anzuhängen. Diese Pfifferbrühe macht die Leute witzig, und nach und nach so ausgelassen, daß sie singen, springen, jauchzen, dichten und ungewöhnliche Kräfte zeigen. Nach zwölf bis sechzehn Stunden schläft man aber ein, und wenn man dann erwacht, so ist man von der starken Anstrengung wie zerschlagen; der Kopf aber ist nicht so wüste, wie bei einem Branntweinrausch.

Karl. Nun, bei den Ostiaken werde ich mir wohl keinen Rausch trinken; ich will mir aber doch einmal zu Hause einen solchen Spaß mit Fliegenschwamm machen.

Vater. Um des Himmels willen nicht, wenn dir Leben und Gesundheit lieb ist! Es gibt der Fliegenschwämme gar mancherlei Arten; kannst du nun wissen, welche Gattung die unschädliche ist? In unserer Gegend sind sie meistens wahres Gift, und man hat sehr viele Beispiele von ganzen Familien, die dadurch um das Leben gekommen sind. Wir wollen immer den Sibiriern ihre eckelhafte Brühe

mit ihren übrigen Unflätereien überlassen. Ein stärkendes Glas Wein, oder auch nur ein gutes nahrhaftes Bier, ist ungleich besser. Wir haben sie überhaupt um gar nichts zu beneiden; auch von ihren fleißigen Weibern möchte ich keine, wenn man mir sie schenkte; viel weniger würde ich eine um theuern Preis kaufen.

Lottchen. Sie werden doch nicht die Mädchen verhandeln?

Vater. Allerdings! für ein Mädchen wie du z. B. könnte ich vielleicht zwanzig Rennthiere bekommen, und für ein Mädchen wie Nettchen wohl funfzig Rennthiere und einen ganzen Haufen Pelzwerk.

Lottchen. Das ist wohl Spaß; ich möchte wissen, warum Nettchen mehr gelten sollte als ich. Ueberhaupt kann man Mädchen wie wir, gar nicht mit Rennthieren bezahlen, wenn man auch eine ganze Heerde für uns geben wollte.

Vater. Seht doch die kleine Eitelkeit! Gib acht Lottchen, gib acht! Ich besorge immer, es möchte dein künftiger Freyer noch Rennthiere von dem Vater verlangen. Ihr deutschen Mädchen seyd zwar im Ganzen hübscher als die Ostiakinnen; ihr habt keine dunkelrothen Haare und keine so platten Gesichter; hingegen seyd ihr auch nicht so genügsam. Ihr begnügt euch nicht mit einem Schlafrock

von Pelz, einem Schleier und einigen Ohrengehängen; ihr geht im Sommer nicht barfaß, ihr verlangt schöne Kleider, eine bequeme Wohnung, zierliches Hausgeräthe; dieß alles erfordert Aufwand. Die Väter sind daher froh, wenn man ihnen ihre Töchter umsonst abnimmt, und geben ihnen wohl gar, wenn sie reich sind, noch eine ansehnliche Brautsteuer mit.

Nettchen. Wissen Sie aber auch, daß das eine rechte Demüthigung für uns ist? Wenn jedoch die Ostiaken ihre Weiber kaufen, so halten sie sie gewiß wie Sklavinnen; und das tröstet mich noch.

Vater. Da hast du recht! die Ostiakinnen werden härter gehalten als unsere Mägde; und mancher solcher kleine, dünnbeinige, blaßgelbe Knirps übt eine tyrannische Herrschaft über seine Weiber aus; denn es darf jeder heirathen so viel er will.

Nein, nein! schrieen Nettchen und Lottchen, einen solchen Mann mit seiner schmutzigen Hütte möchten wir nicht, wenn er auch tausend Rennthiere um uns geben wollte, und wenn wir auch gleich hier in Deutschland lebenslang Mädchen bleiben müßten!

Drei und zwanzigster Abend.

Die Samojeden.

Eine Nation im nördlichen Sibirien.

Ihr kommt heute mit mir in das kalte, öde, rauhe, unwirthbare Samojedenland, hier an den Küsten des Eismeeres, vom weißen Meere bis an den Lenafluß. Wir finden da wenig Menschen; aber destomehr weiße Bären, und schwarze, blaue

und weiße Füchse, mit welchen die Samojeden in ewigem Kriege leben. Auch treffen wir in Samojedien eine Menge wilder und zahmer Rennthiere an. Mancher Hausvater besitzt deren eine Heerde von hundert bis hundert und funfzig Stück. Und diese Thiere sind keine geringe Wohlthat in einem so kalten Lande, wo Pferde, Ochsen und Schafe elendiglich verhungen müßten, weil in dem kurzen Sommer nie so viel Gras wächst, daß man sie im Winter davon ernähren könnte. Die genügsamen Rennthiere hingegen scharren das Moos unter dem Schnee hervor, und befinden sich bei dieser magern Kost ganz vortrefflich. Sie machen ihren Besitzern wenig Beschwerde, und sind für sie von außerordentlichem Nutzen. Sie ziehen ihre Schlitten; sie dienen ihnen als Lastthiere; in ihre Häute kleiden sich die Samojeden und bedecken damit ihre Jurten oder Hütten; von ihrem Fleische leben sie, und ihr Blut trinken sie. Die Kunst aber, sie zu melken und aus der Milch Butter und Käse zu machen, verstehen sie nicht, und das ist wirklich Schade. Ihr seht aber wohl, daß dessen ungeachtet die Samojeden bei einer so starken Viehzucht wenig Noth leiden; denn wie viel Thiere erlegen sie nicht auf der Jagd? Und was sie schießen, das essen sie auch; es gibt also

bei

bei ihnen Bären- und Fuchsebraten, Hunde und Katzen hingegen wollen sie nicht essen; auch scheuen sie sich vor Hermelinen, Eichhörnchen und Schlangen; übrigens aber ist es ihnen einerlei, ob das Thier geschlachtet worden, oder krepirt ist. Ein vorzüglicher Leckerbissen ist für sie das Wallfischaas, das bisweilen von dem Meere an den Strand getrieben wird. Sobald sie etwas dergleichen entdecken, wird es ungesäumt auf das feste Land geschafft, zerlegt und nach Hause geführt. Dann geht es an ein Schmaußen, das mehrere Tage lang fortdauert. Und dabei kommt ihnen der russische Branntwein, den sie gegen Pelzwerk eintauschen, vortrefflich zu statten. Die Flasche geht lustig herum, und das Gastmahl endigt sich mit einem derben Rausch aller Gäste. Die Weiber aber dürfen bei einem solchen Gelage nie mit zu Tische sitzen. Ihre Schuldigkeit ist, ihren Herren und Gebietern aufzuwarten, und mit dem vorlieb zu nehmen, was übrig bleibt.

Nettchen und Lottchen. Und das lassen sie sich gefallen? Hätten wir nur einen solchen Purschen zum Manne; wir wollen schon sehen, wer hinter dem Stuhl stehen müßte.

Vater. O das ist noch lange nicht genug; die Weiber müssen sich wohl noch andere Demü-

thigungen gefallen lassen. Sie werden für unrein gehalten, und die meisten Sachen, die sie anfassen und gebrauchen, werden ebenfalls so lange für unrein angesehen, bis sie mit brennenden Rennthierhaaren durchräuchert worden sind. Um keinen Schlitten darf eine Samojedin herumgehen, sondern sie muß unten durchkriechen, weil es sonst eine unglückliche Fahrt geben würde. Wird sie von einem Kinde entbunden, so darf sie zwei Monate lang keine Speise anrühren, oder ihrem Manne etwas reichen. Und diese freundliche Behandlung fängt schon im Brautstande an. Wenn sich ein Mann eine Frau gekauft hat, so holt er sie mit Gewalt aus dem Haus ihrer Aeltern, bindet sie fest auf einen Schlitten und führt sie nach Hause, wo sie seine Magd bleibt, so lange sie lebt. Da nun die Samojedinnen sehr junge heirathen, so können sie ihr Leben wenig genießen.

Lottchen. In welchem Alter verheirathen sie sich denn ungefähr.

Vater. In deinem Alter, nämlich im zwölften Jahre, sind manche schon Mutter.

Unmöglich, schrieen die Kinder. Wenn sie nun, wie bei uns, bis zum vierzigsten oder fünf und vierzigsten Jahr in die Wochen kommen, so

mag manche ein schönes Häufchen Kinder zusammen bringen.

Vater. Ach nein! schon mit dem dreißigsten Jahr hören sie auf zu gebären, und ihre Kinder sind meistens schwächlich und sterben bald wieder. Von dem frühen Heirathen und dem kalten Klima mag es auch herrühren, daß alle Samojeden sehr kleine Leutchen bleiben. Da ist mancher kaum viermal so lang als mein Pantoffel.

Ho, ho! schrieen die Kinder, das sind ja wahre Liliputaner. Kommt, wir wollen uns auch mit dem Pantoffel messen. — Da fand sich nun, daß das vorwitzige Lottchen, die sich doch auf ihre Größe etwas zu gut that, selbst kaum vier Pantoffellängen hatte.

Wenn ich aber auch nicht viel größer bin, sprach sie lachend und ein wenig beschämt, so bin ich doch gewiß viel hübscher . . . .

Nun, sagte der Vater, dazu gehört freilich nicht viel; zumal wenn du dich mit den Männern vergleichst, die mit ihren kurzen Beinen, dicken Köpfen, breiten und flachen Gesichtern, plattgedrückten Nasen, großen Ohren, kleinen Augen und langem Munde, freilich nicht viel vorstellen; die Frauenzimmer sehen aber schon ein wenig bes-

ser aus; sie sollen keine so gar borstigen Haare und keine so braungelbe Haut haben; aber sie sind noch kleiner als die Männer. Ueberdem machen sie auch mehr Staat. Sie haben recht zierliche Kleider von gegerbten Fischhäuten, mit Thiersehnen gestickt, und mit Marder, Zobel und weißem Fuchspelz verbrämt; auch oft mit Glaskorallen und Klimperwerk behangen. Sie tragen lederne Hosen und eine Pelzkappe, unter welcher zwei zierliche Zöpfe bis über die Brust herabfallen. Auch haben sie manchmal einen netten Anzug von Vogelpelzen.

Nettchen. Und die Männer?

Vater. Sie sind beinahe eben so gekleidet. Hier seht ihr es noch anschaulicher auf dem Kupfer.

Sind denn die Samojeden in ihrem Hause auch so abscheuliche Schweine wie die Ostiaken und Kamtschadalen, fragte ganz leise der kleine Ludwig.

Sie sind um kein Haar besser, antwortete der Vater. Vier, fünf und mehr Familien haben öfters nur einen Kessel, worin sie alles, was sie haben, ohne es vorher zu reinigen, mit blossem Wasser kochen. Nach dem Essen wird nie eine Schüssel gespült, und in ihren Hütten bleibt

aller Unrath angehäuft. Oft aber geben sie sich nicht einmal die Mühe, ihr Fleisch zu kochen, sondern sie essen es roh, und waschen nie ihre blutigen Hände. Eben so halten sie es mit den Fischen; den ganzen Sommer machen sie sich, so wie die Ostiaken, mit der Fischerei zu schaffen, und die ganze Unreinlichkeit derselben bei diesem Geschäfte ist auch bei den Samojeden eingeführt. Mitten unter ihrem Unrath sind sie aber doch große Freunde der Frölichkeit; sie lieben Musik, Tanz und Gesang. An natürlichen Fähigkeiten fehlt es ihnen gar nicht; aber sie sind abergläubisch, ungesittet und gefühllos, gleichgültig gegen alles, was sie umgibt, und gegen sich selbst. Sie fühlen daher auch nicht sonderlich den Mangel unserer nothwendigsten Bedürfnisse. Sie kennen weder Brod noch Salz; sie leiden beständig durch das rauhe Klima; sie genießen nicht die geringste Bequemlichkeit: dieß alles aber achten sie nicht. Sie leben auf ihre Art so vergnügt als wir; und wenn sie ausgelebt haben, so ist es ihnen im Grunde einerlei, ob sie von Würmern oder von Füchsen gefressen werden, denn sie sind auch dieß schon bei ihren Todten gewohnt. Ihr müßt aber nicht glauben, daß sie die Leichen unbegraben lassen; sie suchen ihnen allerdings ein Grab zu

machen; auf den kalten Küsten des Eismeers aber, wo den größten Theil des Jahres der Boden felsenhart gefroren ist, ist das oft platterdings unmöglich. Sie verscharren daher ihre Todten im tiefen Schnee, so lange bis der Sommer kommt; bis dahin aber werden sie öfters von den Füchsen und andern Raubthieren wieder herausgewühlt und ohne Gnade gefressen. Halten sie sich aber im Schnee, bis man wieder in die Erde kann, so bekommen sie ein Grab, aber keinen Sarg. Man stürzt dem Todten bloß einen Kessel über den Kopf, und damit es ihm in der andern Welt nicht an Waffen fehle, auf die Jagd zu gehen, so legen sie ihm seinen Bogen und seine Pfeile an seine Seite. Auf seinem Grabe wird hierauf noch ein Rennthier als Todtenopfer geschlachtet, und damit hat der Lebenslauf des Samojeden ein Ende.

Vier und zwanzigster Abend.

Die Lappländer.

Eine Nation im nördlichen Europa.

Husch, husch, husch! schrie Nettchen, und sprang ganz in Muff und Winterkleider eingebaut zur Thüre herein. In Sibirien ist es nicht kälter als heute bei uns; ich spüre meine Füße nicht mehr, und die Hände kann ich kaum bewegen. Gott bewahre mich

vor Sibirien; nein, lieber wollte ich nicht leben, als fort und fort eine solche Kälte ausstehen.

Indem sie so redete trippelte und tanzte sie in der Stube herum, daß es eine Lust war, und hauchte in ihre Hände und rieb sie was sie konnte. Gar gerne hätte sie sich an den warmen Ofen gestellt; aber Lottchens Mutter, die gar wohl wußte, daß die Kinder Winterbeulen bekommen, wenn sie die von Frost starren Hände zu schnell in eine große Wärme bringen, verhinderte es, und Nettchen mußte noch lange in dem Zimmer herumtanzen, bis sie vollends warm wurde. Sie war mit ihren Aeltern auf dem Lande gewesen, und der rauhe Nordwind hatte sie durch und durch geweht.

Lieber Onkle, fragte sie den Vater, als er um die gewöhnliche Stunde wieder hereintrat, um seine Erzählungen fortzusetzen, führst du uns denn wieder in ein so rauhes Land, wie Samojedien? Ich bin schon hier halb erfroren, wie würde es uns erst dort gehen.

Wir kommen heute nach Lappland, sprach der Vater; das ist aber auch unsre letzte Reise; und weil es heute so gar grimmig kalt ist, so wollen wir sie so nahe als möglich an dem warmen Ofen machen. Also nur zusammengerückt, alle Thüren hübsch zu und die Läden angezogen. So

mag

mag immer hier der kalte Herr Boreas über die Schneefelder hinblasen; in unserm warmen Stübchen lachen wir ihn aus, und lassen ihn wüthen, so lange er will.

Nein, Kinder, so gut wie uns, geht es den Lappen nicht. Bei ihnen sind die Winter noch viel rauher als hier, zumal in den nördlichsten Gegenden, und sie können ihnen nicht so trotzen wie wir. Statt in bequemen Häusern, wohnen sie in zeltähnlichen Hütten, deren Gerippe aus Pfählen bestehen, die sie in die Erde stoßen, und oben zu einem runden Gewölbe zusammen biegen. Im Winter werden selbige mit Erde und Rasen gedeckt, und das hält zwar die Kälte ziemlich ab; dagegen aber müssen sie innen vor Rauch beinahe ersticken, denn es ist da kein anderer Rauchfang, als ein Loch, das sie oben offen lassen. Deswegen leiden auch die meisten Lappen an den Augen, und viele werden wohl ganz blind. Im Sommer geht es aber schon besser; da wird das Feuer nicht in den Hütten geschürt, und sie ziehen beinahe beständig in der freien Luft herum; entweder jagen sie, oder sie gehen auf den Fischfang, oder sie hüten ihre Rennthiere. Denn ihr müßt wissen, daß die Lappen in Gebirglappen und Seelappen eingetheilt werden.

Die Gebirglappen sind ein Hirtenvolk, das die Jagd und den Fischfang nur als Nebensache treibt. Man findet da manchen reichen Kauz, der eine Heerde von fünfhundert bis tausend Stück Rennthieren auf der Weide hat, und dabei besitzt er wohl noch daneben brav Geld und Silbergeräthe, welches er von den Nordländern für seine Rennthierhäute und allerlei Pelzwerk löset, und das so leicht nicht wieder ausgegeben wird; denn außer Flinten, Beilen, Messern und anderm Hausgeräthe braucht der Lappe beinahe nichts von Fremden zu kaufen; alles, was er zu seinem erbärmlichen Leben nöthig hat, das findet er zu Hause. Das Geräthe von Holz schnitzt er sich selbst; alles, was er zu seiner Nahrung bedarf, das liefern ihm die Rennthiere. Ihre Milch ist sein Getränke; er macht aus derselben wohlschmeckende Käse, die so fett sind, daß sie brennen, wenn man sie an das Licht hält. Auch findet ihr bei ihnen Würste aus Rennthierblut mit Heidelbeeren, wenn ihr Appetit dazu habt; oder wenn ihr lieber eine kalte Schale wollt, so setzen sie euch Milch vor, die sie mit Preußel- und Moosbeeren haben zusammenfrieren lassen. Auch an Butter fehlt es nicht, und zur Abwechslung haben sie, außer dem Rennthierfleisch, auch noch gebratene Bären und Seehunde. Mit Füchsen, Wölfen und andern Raub-

thieren dürft ihr ihnen aber nicht kommen; alle Thiere dieser Art sind aus ihrer Küche verbannt.

Großen Dank für Bären und Seehunde, sprach das schnippische Lottchen, zumal wenn es bei ihnen so schön appetitlich zugeht, wie bei den Kalmücken, Kamtschadalen, Tungusen, Samojeden und Ostiaken . . . .

Vater. Nein! das muß ich sagen, so gar arg ist es nicht. Sie breiten doch wenigstens, wenn sie essen, eine Matte auf dem Boden aus, und haben Löffel, Messer und Gabel. Auch essen sie nicht alle zusammen aus einem Troge, sondern jedem wird seine Portion vorgelegt, wie bei uns. Vor und nach dem Essen beten sie sogar ein kurzes Gebet, denn die Lappen sind größtentheils Christen, dahingegen die Samojeden meistens Heiden sind.

Ueberhaupt sind die Lappen, wegen ihres Umgangs mit den Schweden, Russen und Norwegern, nicht so ganz ungebildet wie andere nordische Nationen. Wenn ihr sie besuchtet, so würden sie sprechen: Buariß! (Sey gegrüßt), es freut mich euch bei mir zu sehen, ihr lieben Rennthierochsen; dabei würden sie euch die Hand reichen und euch küssen. Dann würden sie euch ihre Kleider hinbreiten und euch nöthigen, den vornehmsten Platz zwischen dem Hausherrn und der Hausfrau einzunehmen; auch

würden sie euch Früchte und Rauchtoback vorsetzen, und ganz vertraulich ihr Pfeifchen neben euch rauchen, wobei sie von Zeit zu Zeit in die Hand spucken und den Speichel in die Nase ziehen würden.

Die Kinder. Allerliebst! da sieht man schon, daß sie eine feinere Lebensart besitzen als ihre Nachbarn.

Vater. Nein, ohne Scherz! die Gebirgslappen sind wirklich nicht so roh wie Samojeden und Ostiaken. Daß sie euch Rennthierochsen nennen, daß ist so böse nicht gemeint; es ist das bei ihnen eine Schmeichelei, so wie man bei uns sagt mein Lämmchen, mein Schäfchen .... Das Händespucken will mir freilich nicht recht gefallen; aber ländlich, sittlich.

Karl. Sie nennen nur immer die Berglappen; was ist denn das Geschäfte der Seelappen?

Vater. Die Seelappen beschäftigen sich beinahe ganz allein mit der Jagd und der Fischerei. Im Sommer ziehen sie an den Seen herum; im Winter wohnen sie in Wäldern, wo sie jagen. Zwar haben sie nebenher auch einige zahme Rennthiere; aber nicht viele. Dagegen setzen sie desto hitziger den wilden Rennthieren zu. Sie laufen ihnen mit ihren Schneeschuhen nach, holen sie ein, und schlagen sie mit Keulen todt. Eben so geht es den

Wölfen und allem großen Wild, das in dem tiefen Schnee nicht schnell fortkommen kann. Das kleine Wild hingegen, und auch die Bären, die mit ihren breiten Tatzen nicht so tief einsinken, und sich mit denselben besser wehren können, schießen sie mit Flinten todt. Ist es schlimmes Wetter, so machen sie sich allerlei Geschäfte zu Hause. Sie zimmern Kähne und Schlitten, machen Rennthiergeschirre, Gefäße und dergleichen; die Weiber aber stricken Netze; räuchern Fleisch und Fische, melken die Rennthiere, gerben Pelzwerk, machen Männerröcke, Weiberhosen, Gürtel, Schuhe, Brusttücher, Mützen von Ratzenfellen . . . .

Lottchen. Du wirst dich versprochen haben, lieber Vater, du sagtest Weiberhosen?

Vater. Ja, ja! Weiberhosen. Die Weiber tragen nicht nur bei den Lappen, sondern auch bei den Samojeden und Ostiaken Hosen von Thierfellen. Ihr Oberkleid hat eben denselben Schnitt, wie bei den Männern; hier seht ihr es auf dem Kupfer abgebildet. Die Weiber aber tragen dabei noch allerlei Schmuck an den Ohren, auf dem Kopf, an dem Hals, dem Gürtel u. s. w. und er soll ihnen, ungeachtet ihres platten Gesichtes und ihrer kleinen Figur, gar nicht übel stehen. Ihr müßt nämlich wissen, daß die Lappen auch

nicht größer sind, als die Samojeden; dabei aber sind sie hurtig, geschmeidig und abgehärtet gegen alle Beschwerden ihrer Lebensart. Man gibt ihnen jedoch Schuld, sie seyen ein wenig dumm und außerordentlich faul. Sie arbeiten nicht mehr, als sie gerade müssen, um nicht zu verhungern. Dafür gefällt es ihnen aber auch in ihrem traurigen Lande so wohl, daß sie sonst nirgends eingewohnen können. Sind sie gezwungen, außer Land zu leben, so fangen sie an zu kränkeln, und sterben endlich am Heimweh.

Seht, Kinder! so sehr kann der Mensch sich in alle Lagen gewöhnen, und das, was manchen andern in Verzweiflung bringen würde, sogar lieb gewinnen. Seyd also nur getrost, wenn ihr künftig in Umstände kommt, die euch anfangs nicht ganz behagen wollen; ihr werdet euch bald so gut darein fügen lernen, daß eine neue Veränderung euch schmerzen würde.

Vier und zwanzig Winterabende sind nunmehr vergangen, meine Lieben. Wir haben in dieser Zeit eine Reise um die ganze Welt gemacht, und die vornehmsten Erdbewohner kennen gelernt. Ob euch meine Erzählungen gefallen ha-

ben, muß ich dahin gestellt seyn lassen. Ich sollte aber doch glauben, es sey euch die Zeit ganz leidlich dabei vergangen, und dann wißt ihr jetzt gewiß manches mehr, was euch vor einem Monate noch unbekannt war. — Glaubt ihr das nicht auch?

Die Kinder. O gewiß! Wir werden nie vergessen, was Sie uns von den schwarzen Guineern und Australiern, von den kupferfarbenen Amerikanern und den gelben Asiaten erzählt haben. Sie werden aber doch nicht schon aufhören? Es gibt ja noch eine Menge anderer Nationen in allen Weltgegenden, haben Sie uns denn von diesen nichts zu sagen?

Vater. Ihr seht, daß unser Kupfervorrath zu Ende ist. Aber nur Geduld! es lassen sich vielleicht noch mehr dergleichen Abbildungen auftreiben, und in diesem Falle könnte ich mich leicht entschließen, euch noch einige Winterabende damit zu verkürzen. Doch bald wird dieß nicht weiter nöthig seyn; schon steigt die Sonne und die Tage werden länger. Noch wenige Wochen, und es fangen die Tauwinde an zu wehen, die Wiesen grünen, und der Garten winkt uns wieder. Anstatt uns an den warmen Ofen anzu-

schmiegen, lagern wir uns dann unter blühende Bäume, und brechen Hyacinthen, Tulpen und Narcissen. Karl aber sitzt mit seiner Flöte in der Hollunderlaube, und Finken und Grasmücken begleiten sein Spiel mit ihrem Gesang. Und wenn wir denn Abends unter grünenden Kornfeldern und blühenden Wiesen nach Haus schleichen, so vergleichen wir unsere lachenden Fluren mit den wilden Steppen der Kalmücken und den kahlen Eisbergen der Samojeden und Lappen; und dann preisen wir uns doppelt glücklich, daß Gott uns unter einem so milden Himmelsstrich und unter gesitteten, kunstreichen Menschen, geboren werden ließ, welche durch Arbeit und Betriebsamkeit die schöne Natur noch mehr zu verschönern wissen.

ser aus; sie sollen keine so gar borstigen Haare und keine so braungelbe Haut haben; aber sie sind noch kleiner als die Männer. Ueberdem machen sie auch mehr Staat. Sie haben recht zierliche Kleider von gegerbten Fischhäuten, mit Thiersehnen gestickt, und mit Marder, Zobel und weißem Fuchspelz verbrämt; auch oft mit Glaskorallen und Klimperwerk behangen. Sie tragen lederne Hosen und eine Pelzkappe, unter welcher zwei zierliche Zöpfe bis über die Brust herabfallen. Auch haben sie manchmal einen netten Anzug von Vogelpelzen.

Nettchen. Und die Männer?

Vater. Sie sind beinahe eben so gekleidet. Hier seht ihr es noch anschaulicher auf dem Kupfer.

Sind denn die Samojeden in ihrem Hause auch so abscheuliche Schweine wie die Ostiaken und Kamtschadalen, fragte ganz leise der kleine Ludwig.

Sie sind um kein Haar besser, antwortete der Vater. Vier, fünf und mehr Familien haben öfters nur einen Kessel, worin sie alles, was sie haben, ohne es vorher zu reinigen, mit blossem Wasser kochen. Nach dem Essen wird nie eine Schüssel gespült, und in ihren Hütten bleibt

aller Unrath angehäuft. Oft aber geben sie sich nicht einmal die Mühe, ihr Fleisch zu kochen, sondern sie essen es roh, und waschen nie ihre blutigen Hände. Eben so halten sie es mit den Fischen; den ganzen Sommer machen sie sich, so wie die Ostiaken, mit der Fischerei zu schaffen, und die ganze Unreinlichkeit derselben bei diesem Geschäfte ist auch bei den Samojeden eingeführt. Mitten unter ihrem Unrath sind sie aber doch große Freunde der Frölichkeit; sie lieben Musik, Tanz und Gesang. An natürlichen Fähigkeiten fehlt es ihnen gar nicht; aber sie sind abergläubisch, ungesittet und gefühllos, gleichgültig gegen alles, was sie umgibt, und gegen sich selbst. Sie fühlen daher auch nicht sonderlich den Mangel unserer nothwendigsten Bedürfnisse. Sie kennen weder Brod noch Salz; sie leiden beständig durch das rauhe Klima; sie genießen nicht die geringste Bequemlichkeit: dieß alles aber achten sie nicht. Sie leben auf ihre Art so vergnügt als wir; und wenn sie ausgelebt haben, so ist es ihnen im Grunde einerlei, ob sie von Würmern oder von Füchsen gefressen werden, denn sie sind auch dieß schon bei ihren Todten gewohnt. Ihr müßt aber nicht glauben, daß sie die Leichen unbegraben lassen; sie suchen ihnen allerdings ein Grab zu

machen; auf den kalten Küsten des Eismeers aber, wo den größten Theil des Jahres der Boden felsenhart gefroren ist, ist das oft platterdings unmöglich. Sie verscharren daher ihre Todten im tiefen Schnee, so lange bis der Sommer kommt; bis dahin aber werden sie öfters von den Füchsen und andern Raubthieren wieder herausgewühlt und ohne Gnade gefressen. Halten sie sich aber im Schnee, bis man wieder in die Erde kann, so bekommen sie ein Grab, aber keinen Sarg. Man stürzt dem Todten bloß einen Kessel über den Kopf, und damit es ihm in der andern Welt nicht an Waffen fehle, auf die Jagd zu gehen, so legen sie ihm seinen Bogen und seine Pfeile an seine Seite. Auf seinem Grabe wird hierauf noch ein Rennthier als Todtenopfer geschlachtet, und damit hat der Lebenslauf des Samojeden ein Ende.

Vier und zwanzigster Abend.

Die Lappländer.

Eine Nation im nördlichen Europa.

Husch, husch, husch! schrie Nettchen, und sprang ganz in Muff und Winterkleider eingebaut zur Thüre herein. In Sibirien ist es nicht kälter als heute bei uns; ich spüre meine Füße nicht mehr, und die Hände kann ich kaum bewegen. Gott bewahre mich

vor Sibirien; nein, lieber wollte ich nicht leben, als fort und fort eine solche Kälte ausstehen.

Indem sie so redete trippelte und tanzte sie in der Stube herum, daß es eine Lust war, und hauchte in ihre Hände und rieb sie was sie konnte. Gar gerne hätte sie sich an den warmen Ofen gestellt; aber Lottchens Mutter, die gar wohl wußte, daß die Kinder Winterbeulen bekommen, wenn sie die von Frost starren Hände zu schnell in eine große Wärme bringen, verhinderte es, und Nettchen mußte noch lange in dem Zimmer herumtanzen, bis sie vollends warm wurde. Sie war mit ihren Aeltern auf dem Lande gewesen, und der rauhe Nordwind hatte sie durch und durch geweht.

Lieber Onkle, fragte sie den Vater, als er um die gewöhnliche Stunde wieder hereintrat, um seine Erzählungen fortzusetzen, führst du uns denn wieder in ein so rauhes Land, wie Samojedien? Ich bin schon hier halb erfroren, wie würde es uns erst dort gehen.

Wir kommen heute nach Lappland, sprach der Vater; das ist aber auch unsre letzte Reise; und weil es heute so gar grimmig kalt ist, so wollen wir sie so nahe als möglich an dem warmen Ofen machen. Also nur zusammengerückt, alle Thüren hübsch zu und die Läden angezogen. So

mag

mag immer hier der kalte Herr Boreas über die Schneefelder hinblasen; in unserm warmen Stübchen lachen wir ihn aus, und lassen ihn wüthen, so lange er will.

Nein, Kinder, so gut wie uns, geht es den Lappen nicht. Bei ihnen sind die Winter noch viel rauher als hier, zumal in den nördlichsten Gegenden, und sie können ihnen nicht so trotzen wie wir. Statt in bequemen Häusern, wohnen sie in zeltähnlichen Hütten, deren Gerippe aus Pfählen bestehen, die sie in die Erde stoßen, und oben zu einem runden Gewölbe zusammen biegen. Im Winter werden selbige mit Erde und Rasen gedeckt, und das hält zwar die Kälte ziemlich ab; dagegen aber müssen sie innen vor Rauch beinahe ersticken, denn es ist da kein anderer Rauchfang, als ein Loch, das sie oben offen lassen. Deswegen leiden auch die meisten Lappen an den Augen, und viele werden wohl ganz blind. Im Sommer geht es aber schon besser; da wird das Feuer nicht in den Hütten geschürt, und sie ziehen beinahe beständig in der freien Luft herum; entweder jagen sie, oder sie gehen auf den Fischfang, oder sie hüten ihre Rennthiere. Denn ihr müßt wissen, daß die Lappen in Gebirglappen und Seelappen eingetheilt werden.

Die Gebirglappen sind ein Hirtenvolk, das die Jagd und den Fischfang nur als Nebensache treibt. Man findet da manchen reichen Kauz, der eine Heerde von fünfhundert bis tausend Stück Rennthieren auf der Weide hat, und dabei besitzt er wohl noch daneben brav Geld und Silbergeräthe, welches er von den Nordländern für seine Rennthierhäute und allerlei Pelzwerk löset, und das so leicht nicht wieder ausgegeben wird; denn außer Flinten, Beilen, Messern und anderm Hausgeräthe braucht der Lappe beinahe nichts von Fremden zu kaufen; alles, was er zu seinem erbärmlichen Leben nöthig hat, das findet er zu Hause. Das Geräthe von Holz schnitzt er sich selbst; alles, was er zu seiner Nahrung bedarf, das liefern ihm die Rennthiere. Ihre Milch ist sein Getränke; er macht aus derselben wohlschmeckende Käse, die so fett sind, daß sie brennen, wenn man sie an das Licht hält. Auch findet ihr bei ihnen Würste aus Rennthierblut mit Heidelbeeren, wenn ihr Appetit dazu habt; oder wenn ihr lieber eine kalte Schale wollt, so setzen sie euch Milch vor, die sie mit Preußel- und Moosbeeren haben zusammenfrieren lassen. Auch an Butter fehlt es nicht, und zur Abwechslung haben sie, außer dem Rennthierfleisch, auch noch gebratene Bären und Seehunde. Mit Füchsen, Wölfen und andern Raub-

thieren dürft ihr ihnen aber nicht kommen; alle Thiere dieser Art sind aus ihrer Küche verbannt.

Großen Dank für Bären und Seehunde, sprach das schnippische Lottchen, zumal wenn es bei ihnen so schön appetitlich zugeht, wie bei den Kalmücken, Kamtschadalen, Tungusen, Samojeden und Ostiaken . . . .

Vater. Nein! das muß ich sagen, so gar arg ist es nicht. Sie breiten doch wenigstens, wenn sie essen, eine Matte auf dem Boden aus, und haben Löffel, Messer und Gabel. Auch essen sie nicht alle zusammen aus einem Troge, sondern jedem wird seine Portion vorgelegt, wie bei uns. Vor und nach dem Essen beten sie sogar ein kurzes Gebet, denn die Lappen sind größtentheils Christen, dahingegen die Samojeden meistens Heiden sind.

Ueberhaupt sind die Lappen, wegen ihres Umgangs mit den Schweden, Russen und Norwegern, nicht so ganz ungebildet wie andere nordische Nationen. Wenn ihr sie besuchtet, so würden sie sprechen: Buariß! (Sey gegrüßt), es freut mich euch bei mir zu sehen, ihr lieben Rennthierochsen; dabei würden sie euch die Hand reichen und euch küssen. Dann würden sie euch ihre Kleider hinbreiten und euch nöthigen, den vornehmsten Platz zwischen dem Hausherrn und der Hausfrau einzunehmen; auch

würden sie euch Früchte und Rauchtoback vorsetzen, und ganz vertraulich ihr Pfeifchen neben euch rauchen, wobei sie von Zeit zu Zeit in die Hand spucken und den Speichel in die Nase ziehen würden.

Die Kinder. Allerliebst! da sieht man schon, daß sie eine feinere Lebensart besitzen als ihre Nachbarn.

Vater. Nein, ohne Scherz! die Gebirgslappen sind wirklich nicht so roh wie Samojeden und Ostiaken. Daß sie euch Rennthierochsen nennen, daß ist so böse nicht gemeint; es ist das bei ihnen eine Schmeichelei, so wie man bei uns sagt mein Lämmchen, mein Schäfchen .... Das Händespucken will mir freilich nicht recht gefallen; aber ländlich, sittlich.

Karl. Sie nennen nur immer die Berglappen; was ist denn das Geschäfte der Seelappen?

Vater. Die Seelappen beschäftigen sich beinahe ganz allein mit der Jagd und der Fischerei. Im Sommer ziehen sie an den Seen herum; im Winter wohnen sie in Wäldern, wo sie jagen. Zwar haben sie nebenher auch einige zahme Rennthiere; aber nicht viele. Dagegen setzen sie desto hitziger den wilden Rennthieren zu. Sie laufen ihnen mit ihren Schneeschuhen nach, holen sie ein, und schlagen sie mit Keulen todt. Eben so geht es den

Wölfen und allem großen Wild, das in dem tiefen Schnee nicht schnell fortkommen kann. Das kleine Wild hingegen, und auch die Bären, die mit ihren breiten Tatzen nicht so tief einsinken, und sich mit denselben besser wehren können, schießen sie mit Flinten todt. Ist es schlimmes Wetter, so machen sie sich allerlei Geschäfte zu Hause. Sie zimmern Kähne und Schlitten, machen Rennthiergeschirre, Gefäße und dergleichen; die Weiber aber stricken Netze; räuchern Fleisch und Fische, melken die Rennthiere, gerben Pelzwerk, machen Männerröcke, Weiberhosen, Gürtel, Schuhe, Brusttücher, Mützen von Ratzenfellen . . . .

Lottchen. Du wirst dich versprochen haben, lieber Vater, du sagtest Weiberhosen?

Vater. Ja, ja! Weiberhosen. Die Weiber tragen nicht nur bei den Lappen, sondern auch bei den Samojeden und Ostiaken Hosen von Thierfellen. Ihr Oberkleid hat eben denselben Schnitt, wie bei den Männern; hier seht ihr es auf dem Kupfer abgebildet. Die Weiber aber tragen dabei noch allerlei Schmuck an den Ohren, auf dem Kopf, an dem Hals, dem Gürtel u. s. w. und er soll ihnen, ungeachtet ihres platten Gesichtes und ihrer kleinen Figur, gar nicht übel stehen. Ihr müßt nämlich wissen, daß die Lappen auch

nicht größer sind, als die Samojeden; dabei aber sind sie hurtig, geschmeidig und abgehärtet gegen alle Beschwerden ihrer Lebensart. Man gibt ihnen jedoch Schuld, sie seyen ein wenig dumm und außerordentlich faul. Sie arbeiten nicht mehr, als sie gerade müssen, um nicht zu verhungern. Dafür gefällt es ihnen aber auch in ihrem traurigen Lande so wohl, daß sie sonst nirgends eingewohnen können. Sind sie gezwungen, außer Land zu leben, so fangen sie an zu kränkeln, und sterben endlich am Heimweh.

Seht, Kinder! so sehr kann der Mensch sich in alle Lagen gewöhnen, und das, was manchen andern in Verzweiflung bringen würde, sogar lieb gewinnen. Seyd also nur getrost, wenn ihr künftig in Umstände kommt, die euch anfangs nicht ganz behagen wollen; ihr werdet euch bald so gut darein fügen lernen, daß eine neue Veränderung euch schmerzen würde.

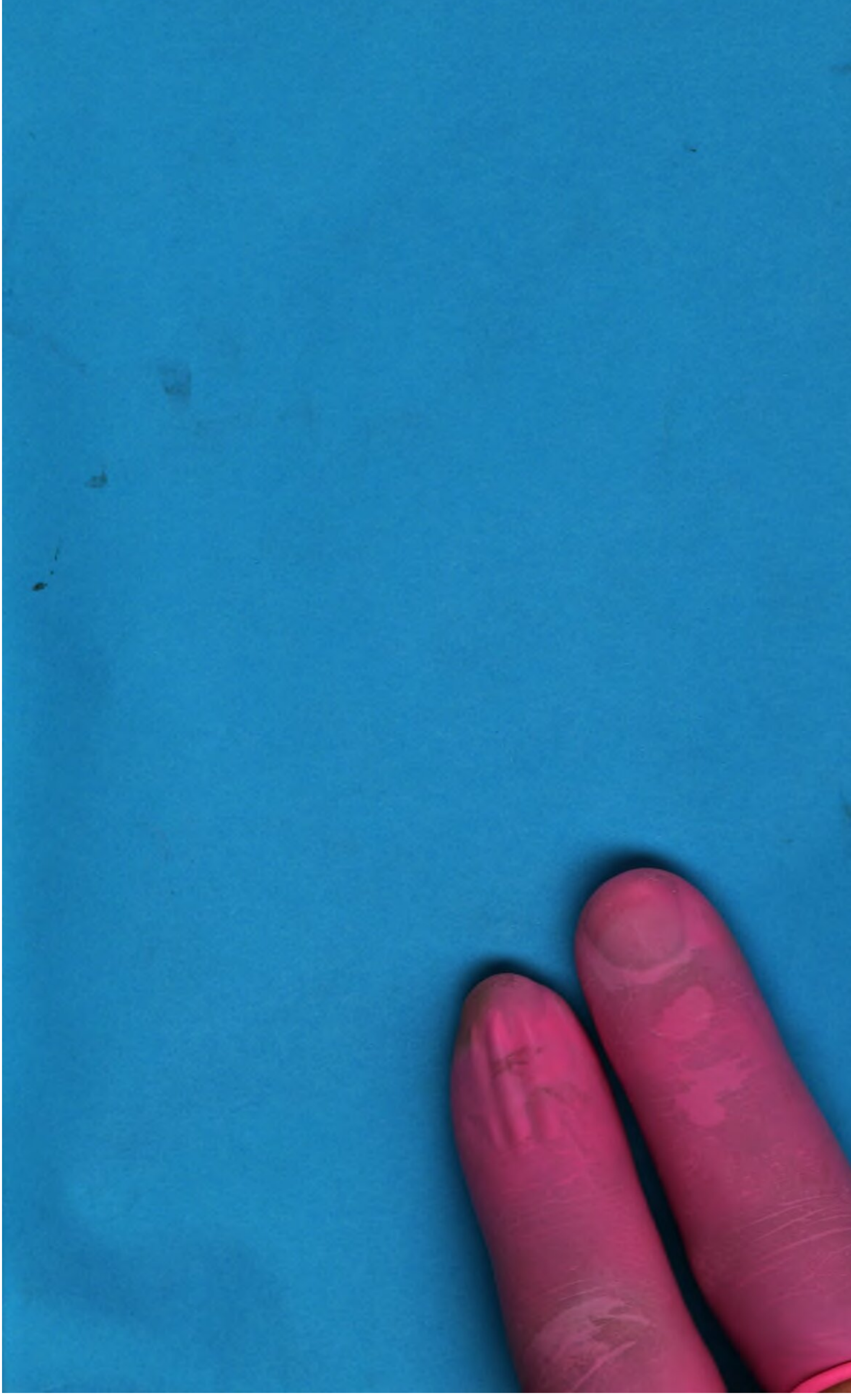
Vier und zwanzig Winterabende sind nunmehr vergangen, meine Lieben. Wir haben in dieser Zeit eine Reise um die ganze Welt gemacht, und die vornehmsten Erdbewohner kennen gelernt. Ob euch meine Erzählungen gefallen ha-

ben, muß ich dahin gestellt seyn lassen. Ich sollte aber doch glauben, es sey euch die Zeit ganz leidlich dabei vergangen, und dann wißt ihr jetzt gewiß manches mehr, was euch vor einem Monate noch unbekannt war. — Glaubt ihr das nicht auch?

Die Kinder. O gewiß! Wir werden nie vergessen, was Sie uns von den schwarzen Guineern und Australiern, von den kupferfarbenen Amerikanern und den gelben Asiaten erzählt haben. Sie werden aber doch nicht schon aufhören? Es gibt ja noch eine Menge anderer Nationen in allen Weltgegenden, haben Sie uns denn von diesen nichts zu sagen?

Vater. Ihr seht, daß unser Kupfervorrath zu Ende ist. Aber nur Geduld! es lassen sich vielleicht noch mehr dergleichen Abbildungen auftreiben, und in diesem Falle könnte ich mich leicht entschließen, euch noch einige Winterabende damit zu verkürzen. Doch bald wird dieß nicht weiter nöthig seyn; schon steigt die Sonne und die Tage werden länger. Noch wenige Wochen, und es fangen die Tauwinde an zu wehen, die Wiesen grünen, und der Garten winkt uns wieder. Anstatt uns an den warmen Ofen anzu-

schmiegen, lagern wir uns dann unter blühende Bäume, und brechen Hyacinthen, Tulpen und Narcissen. Karl aber sitzt mit seiner Flöte in der Hollunderlaube, und Finken und Grasmücken begleiten sein Spiel mit ihrem Gesang. Und wenn wir denn Abends unter grünenden Kornfeldern und blühenden Wiesen nach Haus schleichen, so vergleichen wir unsere lachenden Fluren mit den wilden Steppen der Kalmücken und den kahlen Eisbergen der Samojeden und Lappen; und dann preisen wir uns doppelt glücklich, daß Gott uns unter einem so milden Himmelsstrich und unter gesitteten, kunstreichen Menschen, geboren werden ließ, welche durch Arbeit und Betriebsamkeit die schöne Natur noch mehr zu verschönern wissen.



schmiegen, lagern wir uns dann unter blühende Bäume, und brechen Hyacinthen, Tulpen und Narcissen. Karl aber sitzt mit seiner Flöte in der Hollunderlaube, und Finken und Grasmücken begleiten sein Spiel mit ihrem Gesang. Und wenn wir denn Abends unter grünenden Kornfeldern und blühenden Wiesen nach Haus schleichen, so vergleichen wir unsere lachenden Fluren mit den wilden Steppen der Kalmücken und den kahlen Eisbergen der Samojeden und Lappen; und dann preisen wir uns doppelt glücklich, daß Gott uns unter einem so milden Himmelsstrich und unter gesitteten, kunstreichen Menschen, geboren werden ließ, welche durch Arbeit und Betriebsamkeit die schöne Natur noch mehr zu verschönern wissen.

schmiegen, lagern wir uns dann unter blühende Bäume, und brechen Hyacinthen, Tulpen und Narcissen. Karl aber sitzt mit seiner Flöte in der Hollunderlaube, und Finken und Grasmücken begleiten sein Spiel mit ihrem Gesang. Und wenn wir denn Abends unter grünenden Kornfeldern und blühenden Wiesen nach Haus schleichen, so vergleichen wir unsere lachenden Fluren mit den wilden Steppen der Kalmücken und den kahlen Eisbergen der Samojeden und Lappen; und dann preisen wir uns doppelt glücklich, daß Gott uns unter einem so milden Himmelsstrich und unter gesitteten, kunstreichen Menschen, geboren werden ließ, welche durch Arbeit und Betriebsamkeit die schöne Natur noch mehr zu verschönern wissen.

schmiegen, lagern wir uns dann unter blühende Bäume, und brechen Hyacinthen, Tulpen und Narcissen. Karl aber sitzt mit seiner Flöte in der Hollunderlaube, und Finken und Grasmücken begleiten sein Spiel mit ihrem Gesang. Und wenn wir denn Abends unter grünenden Kornfeldern und blühenden Wiesen nach Haus schleichen, so vergleichen wir unsere lachenden Fluren mit den wilden Steppen der Kalmücken und den kahlen Eisbergen der Samojeden und Lappen; und dann preisen wir uns doppelt glücklich, daß Gott uns unter einem so milden Himmelsstrich und unter gesitteten, kunstreichen Menschen, geboren werden ließ, welche durch Arbeit und Betriebsamkeit die schöne Natur noch mehr zu verschönern wissen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kleine Völker-Gallerie für Kinder in unterhaltenden Erzählungen von den Sitten, Gebräuchen und Kleidungen fremder Nationen mit vier und zwanzig kolorirten Vorstellungen
Bd.: [1]

Nürnberg 1810

Paed.pr. 3853-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761400-8